

der. Sie zeigen ein Ansbach, das heute nicht mehr so ist wie es einst war. Deutlich erkennbar im Vergleich mit den Modernisierungen, wieviel – neben guten Sanierungen – gesündigt worden ist.

Das Buch behandelt ausführlich die Geschichte des Ansbacher Sports nach 1860, erinnert an Persönlichkeiten wie den Maler und Bildhauer Professor Pospiech, an Feste und andere Ereignisse, führt uns durch alte Zimmereinrichtungen, beschreibt wie Zinn geputzt wurde und das Gaslicht in den Wohnungen brannte. Ebenso werden Schulerinnerungen eines Gymnasiasten zur Zeit vor dem Ersten Weltkrieg lebendig dargebracht, genau so wie ein Rundgang durch den Ansbacher Heilig-Kreuz-Friedhof, der als "Fränkischer Comosanto" (von Bogengängen umgebener Friedhof) heute zu den bedeutendsten im nord-bayerischen Raum gerechnet werden darf.

Es ist nun nicht so, daß die Serie "Ansbacher Album" nur die guten alten Zeiten der Markgrafenstadt und seiner näheren Umgebung vermittelt. Gute oder schlechte Zeiten, das ist immer eine Standpunktfrage. Wer arm war, der hatte auch damals nichts zu lachen, selbst wenn die Gassen und Winkel noch so malerisch waren.

Sehr wertvoll ist es dabei, daß sich der Autor nicht mit den Straßen und Gebäuden oder sonstigen Baudenkmalern allein zufriedengab, sondern den Menschen darüber nicht vergaß wie beispielsweise Leonhart Fuchs, nach dem die Fuchsie benannt ist. Auch der Ginkgobaum im Ansbacher Hofgarten, der wie alle dieser seltenen Baumart anatomisch den typischen Aufbau eines Nadelgehölzes zeigt, doch gestielte Fächerblätter mit Mittelrippe hat, wird im "Ansbacher Album Dritter Band" ausführlich geschildert.

Wie der Autor in der Einführung schildert, möchte er durch den äußerst niedrig gehaltenen Verkaufspreis einem möglichst breiten Publikum den Erwerb der Serie ermöglichen. Es sollte ihm gelingen!

Wilhelm Neumeister

Ottokar Wagner: Greding zwischen zwei Jahrtausenden 1091–1991. Skizzen aus dem Bürgerleben. Ein Jubiläumsbuch zur 900-Jahr-Feier der Stadt Greding. Aufbereitung und Auswahl der Fotografien Karl-Heinz Richter. Herausgeber: Stadt Greding, Oktober 1990.

Welche Gedanken bewegen den Leser, wenn er dieses Jubiläumsbuch von 272 Seiten über die 900 Jahre durchblättert? Es ist vor allem der große Respekt vor der redaktionellen Leistung des Herausgebers Ottokar Wagner, der eine Filter-

arbeit großen Stiles an der gewaltigen Stoffmasse geleistet hat. Er hat nicht nur die Decker'sche (1805) die Sehr'sche Chronik (1967 ff) und das Röber'sche Heimatbuch verarbeitet, sondern ließ auch die vielen Bürgerinnen und Bürger mit ihren gewichtigen Beiträgen zur Stadtgeschichte Gredings und des Umlandes zu Wort kommen (die Namen der Mitarbeiter und die Herkunft der Artikel sind genau angegeben), also kein Buch, das sich mit fremden Federn schmückt. O. Wagner hat zwar selbst keine Artikel geschrieben, aber man spürt seine ordnende und glättende Hand auf Schritt und Tritt. So wurde dieses "historische Buch" (kein Geschichtsbuch!) ein Werk der "Bürgerbezogenheit" und auch daneben eine Gemeinschaftsleistung der Bürger. Von daher hat es seinen eigenen Wert. Ein einzelner Forscher hätte es schwer, so ein Werk allein herauszubringen, es würde vielleicht seine Kräfte übersteigen, außerdem könnte er der Gefahr der Einseitigkeit des Stoffes und des Textes unterliegen.

Ein Wort der hohen Anerkennung muß man dem 1. Bürgermeister Otto Heiß und dem Stadtrat von Greding zollen, die rechtzeitig (1986!) die Weichen für das Buch gestellt und die Herausgabe garantiert haben, so daß das Werk pünktlich zum Jubiläum der Stadt erscheinen konnte.

Den Inhalt des Buches kann man sich in Etappen zu Gemüte führen, das ist ein Vorteil und bewahrt vor Langatmigkeit, die aber an keiner Stelle aufkommt. Der größte Textanteil stammt vom "Altmeister" der Lokalforschung, Wenzel Sehr († 1973), der 22 Bände über die Stadtgeschichte zusammengestellt hat. In zehn Kapiteln mit vielen Einzelartikeln wird die Geschichte Gredings ausgebreitet, die Frühzeit der Siedlung, die geistliche Seite, das bürgerliche Leben mit der Entwicklung der Zünfte, die amtliche und behördliche Existenz, die schlimmen Zeiten im Laufe der Geschichte, die Vielfalt des Brauchtums, das gesellige Leben, das Bauerntum, die Mühlen, die Fischerei und der Jagdbann. Diese vergangenheitsbezogenen Teile führen in die neue Zeit mit dem Wasserleitungsbau (1857), der Errichtung der "Gredl"-Bahn (1887) und der Bildung der Großgemeinde 1971/72 mit den 24 neuen Ortschaften hinüber. Betrachtungen, Sagen, Anekdoten, Schilderungen und Gedichte runden das Ganze ab. Vielleicht hätte man noch etwas vom Bau der Autobahn (Organisation, Verdienstmöglichkeit) bringen können, schließlich wurde damit die neueste Zeit eingeleitet, nur durch den 2. Weltkrieg verzögert.

Nicht vergessen sollte man auch die bravouröse Verhinderung der Sprengung der Schwarzach-Brücke durch die Bevölkerung vor der abrückenden

den SS am 24.4.1945. Ich hätte mir auch gewünscht, daß ein zusammenfassender Artikel über die Gredinger Geschichte das Buch eingeleitet oder abgeschlossen hätte. Doch das sind nur bescheidene Anmerkungen.

Ein Wort zur Bebilderung des Werkes, sie ist großzügig und reichlich ausgestattet: die ganzseitigen, gefälligen Zeichnungen Josef Marschalls, die vielen Aufnahmen aus den Reihen der Bürger und die liebevollen Bild- (und Text-)beiträge, die Karl-Heinz Richter dem Werke angedeihen ließ. Die Abbildungen von Urkunden, Siegeln, Karten, Tabellen und Inseraten sowie die Aufnahmen vom gewerblichen, schulischen und geselligen Leben lassen die alten Zeiten lebendig werden. Die ansprechende Illustration des Festbuches vermag die Menschen zu begeistern, "die in Greding verwurzelt sind, sich in dieser Stadt wohlfühlen oder ihr auf irgendwelche Weise aufgeschlossen gegenüberstehen".

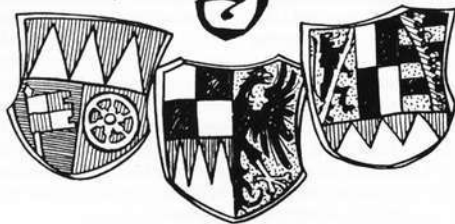
Das Äußere des querformatigen Bandes in biegsamem Leinen zeigt als Titelbild eine Ansicht von Greding aus dem 19. Jahrhundert, mit der noch intakten Befestigung und der idyllischen Landschaft vor den Toren. So blieb das Bild Gredings im wesentlichen bis ins 20. Jahrhundert hinein, wo

erst im Zuge der stürmischen Entwicklung der Besiedlung (ab 1961) das moderne Stadtbild das althistorische Greding umklammerte, eine Maßnahme, die wohl in dieser Zeit schwerlich zu verhindern war. Trotzdem ist das Herzstück innerhalb der Mauern erhalten geblieben und erhielt gerade in unserer Zeit seine lebendige Funktion und sein bewegtes Leben zurück.

Albert Lux, einst 1. Bürgermeister von Greding, hat schon dem ersten Geschichtswerk von Wenzel Sehr eine freundliche Aufnahme bei den Gredinger Bürgern gewünscht. "Mögen sie sich durch den Einblick in den geschichtlichen Werdegang ihrer Verbundenheit mit unserer schönen Stadt noch stärker bewußt werden". Das gilt gleichermaßen für 1967 und 1990. O. Wagner bezeichnet das Jubiläumswerk als "Träger bewahrenden Kulturguts über den Tag hinaus". Der Stadt Greding darf man bescheinigen, daß sie von allen Städten im Landkreis Roth das gediegenste Heimatbuch vorgelegt hat, an dem der Bürger eine verinnerlichte Anschauung der Vergangenheit gewinnen kann: denn: "900 Jahre – eine lange Zeit – haben das Gesicht dieser Stadt geprägt" (O. Heiß).

Willi Ulsamer

Heimatspflege in Franken



Nr. 22

1991

Gedanken zu einem heiklen Thema:

„Das fränkische Dorf in seiner Landschaft“

Reinhard Worschech

Am Beginn dieses neuen Jahres hegen wir bestimmt alle starke Hoffnungen; denn ohne Hoffnung wäre unser Leben sinnlos, fruchtlos und aussichtslos. Lange Zeit galten der Dreikönigstag und Maria Lichtmeß als Abschluß des alten und als Anfang des neuen Jahres. Dorf und fränkisches Land lebten und leben von Brauch und guter Sitte, von Nachbarschaft und Gemeinschaft. Es geht wieder auf einen neuen Frühling zu. Und wir zur Zeit Lebenden sind für die Natur, für unsere Landschaft und auch für unsere Dörfer und Städte verantwortlich – jeder an seinem Platz.

Daß ein bestimmter Raum, eine bestimmte Landschaft als menschliches Urbedürfnis zählt, spüren wir vor allem, wenn wir in der Fremde Heimweh bekommen, Schmerz nach daheim. Jeder von uns fühlt sich irgendwo hingehörig. Wir brauchen eine bestimmte Lebenswelt, jenes Stück Erde, in dem wir uns wohlfühlen. Wir haben ein Recht auf dieses Dorf, diese Landschaft, aber auch unsere Pflichten.

Auf unser fränkisches Land können wir stolz sein. Noch immer ist der Main das einprägsame Wahrzeichen dieser fränkischen Landschaft. Der Main ist aber auch Trennlinie, Gegensätzliches von Nord und Süd prallen hier aufeinander, verschiedene Stammeigenschaften vermischen

sich. Für die Franken jedoch ist der Main die gute, behäbige Mutter, welche die zum Teil kleinkarierte Vielfalt zusammenzuhalten versucht. Aber die geschichtlichen Kräfte sind mächtig genug, um in Beharrlichkeit weiterzubestehen. Gottlob hat das beharrende Moment vieles Überlieferte gerettet und erhalten.

In langer Geschichte und in lebenslanger Erfahrung muß man zu jener Erkenntnis gelangen, daß es stets darauf ankommt, die kleinen und überschaubaren Einheiten zu erhalten und zu stärken bzw. neu zu schaffen; denn es wird hoffentlich so bleiben, daß fränkische Dorfgemeinschaft eingebettet ist in eine bestimmte markante, unverwechselbare und sofort erkennbare Landschaft: „Das Land am Main“.

Nach dem Prinzip der Subsidiarität darf eine höhere staatliche oder gesellschaftliche Einheit nur dann helfend tätig werden, wenn deren Kräfte nicht mehr ausreichen. Es geht also um die rechte Delegation von Macht und Kompetenzen. Alte intakte Dorfgemeinschaften, d.h. also kleine Einheiten, wurden zerschlagen und nun beklagt man sich, daß freiwillige Mitarbeit, ehrenamtliche Tätigkeit und das Interesse der Bürger überhaupt nachgelassen hätten.

Am meisten betroffen hiervon wurde die fränkische Eigenwelt, die in einer starken rechtlichen Gemeinschaft ihre Stärke und Kräfte bewies. Nach meiner Meinung waren einige Reformen überflüssig, wenn nicht sogar schädlich, obwohl ich weiß, daß eine sinnvolle Neuverteilung der Aufgaben und Kompetenzen notwendig gewesen sind. Das Dorf war und ist als Idealgebilde, überschaubar und leicht lenkbar.

Es gilt, aus dieser Einsicht heraus, von neuem Mittelpunkte zu schaffen, vor allem dort, wo sie verloren gingen: Wir brauchen ortsnähere Schulen, auch kleinere Rathäuser, Kaufläden, Handwerker, auch mittelgroße Landwirte in unseren Dörfern; denn die geistige Landschaft ist noch weit mehr bereinigt und ausgeräumt worden als die Natur.

Zur Zeit sind viele unserer kleineren fränkischen Dörfer zum Teil verödeteter als wir glauben. Manche Dörfer scheinen wie verlassen, verlassen von denen, die dort hingehören. Die schleichende Gefahr ist dabei, daß man sich sehr rasch an das Negative, das Leere, nicht mehr Aktive gewöhnt, weil der neue Zustand bequem ist, keine Anstrengung macht, nichts vom einzelnen abverlangt. Die anderen werden es schon recht machen! Der breite Weg der Gleichgültigkeit wird gerne eingeschlagen.

Der Literaturnobelpreisträger Josef Brodskij hat seine Erfahrungen über das Dorf so ausgedrückt: "Im Dorf wohnt Gott nicht in den Zimmerecken nur, wie Spötter meinen, sondern überall. Er heiligt die Dächer, Teller, Schüsseln, Pfannen... Im Dorf ist Gott im Überfluß vorhanden." Wenn das so für das Fränkische gelten würde! Wenn es aber darum geht, das fränkische Land genau zu beschreiben, wird man stets auf die Dichter zurückgreifen. Und kein anderer als der fränkische Dichter Ludwig Friedrich Barthel aus Marktbreit (1898 geboren, 1962 gestorben), den ich zu den großen deutschen Lyrikern zähle, obwohl ihn seine Franken nahezu völlig vergessen haben, wollte uns den teuren Ratschlag geben, was an fränkischer Tradition erhalten werden müßte. Er ermahnt uns unermüdlich, die Landschaft zu lieben, sie liebend zu bewahren und in rechter Weise aus ihr zu leben. Bei ihm ist in das Bewahrenmüssen vieles mit einbezogen: Die steilen Weinbergshügel, die wogenden Gerstenfelder, ein Laib Brot und eine Handvoll Trübel, der Gesang der Vögel, die Sträucher und die Bäume in unserer Landschaft. Lieben heißt teilhaben und obachtgeben, mitsorgen und mitteilen. Einmal schreibt Barthel: "Jeden Abend ging meine Mutter zwischen den Weinbergen hinauf zum Kapellenberg, als brauche das Land, um schlafen zu können, daß sie ihm zuredete. In Wirk-

lichkeit sah sie den Frieden, er löste die Gesichter und in der Mulde das Häusergepferch betete." Hier beginnt intensive Heimatliebe.

Was geschieht eigentlich mit einem Volkstamm, wenn er sein markantes Gesicht, seine wesen eigenen Erkennungszeichen verliert? Zunächst wird der Verlust kaum auffallen, die Feinfühligkeiten schweigen und dulden. Erste Reaktionen werden von außen zu hören sein. Innere Kräfte erlahmen, Gefühle für das Echte verarmen und verkümmern. Lassen wir uns ja nicht zu rasch von einigen Ersatzwerten im Gefolge nostalgischer Wellenschläge täuschen. Plötzlich dienen erstarrte traditionelle Formen als Genugtuung und Ersatzbefriedigung. Wie stark ist noch das fränkische Selbstbewußtsein?

Noch klingen unsere vielen Neujahrswünsche nach. Gute Nachbarschaft und Gastfreundschaft sind alte fränkische Anliegen. Auch heute sind wir gezwungen, um aufeinander zuzugehen, um uns zu begegnen. Wir brauchen unsere Nachbarn mehr als wir glauben. Das Miteinanderreden, das enge Miteinanderleben ist fränkisch. Der Nachbar sollte unser Freund bleiben, unser Helfer in der Not, bei einer größeren Arbeit. Der Nachbar auch als Kartbruder und eines Tages, am letzten Tag vielleicht, auch Sargträger. Die Gemeinschaft und das Gespräch, auch das Streitgespräch, sind dominant. Geordnete Schlampelei muß schier als Begnadung bezeichnet werden. Die Franken brauchen viel guten Rat, denn auch schlechte Ratschläge werden leicht angenommen.

Vom Altfränkisch-Beharrlichen ist nicht viel übriggeblieben. Das spätgotische und barocke Gebilde bröckelt immer mehr ab. Es bleiben ein paar Signaturen und skizzenhafte Silhouetten. Wenn die Leitmotive verblassen, wenn man das Eigenartige nicht mehr recht erkennt, kann man auch keine Ansätze mehr finden für neue Kulturarbeit. Wieviel kann man fallen lassen, wieviel Fremdartiges kann und darf man eigentlich aufnehmen? Wie lange bleiben die Wurzeln gesund? Bislang war immer von der Vielgestaltigkeit im Fränkischen die Rede. Noch zehren wir vom Alten, von der mächtigen Geschichtlichkeit. Fränkische Dörfer und fränkische Landschaft beinhalten doch mehr als nur Bocksbeutel, Spargelessen oder große Weinfeste feiern?

Über Dörfer und ein Land reden heißt, sich um die Heimat kümmern. Viele brauchen ein Leben lang, bis sie ihre Heimat finden, am Ende ihres Lebens wissen sie erst, wo sie gewesen sind; denn Heimat finden, heißt, Lebenserfahrungen sammeln. Heimat ist das Stück Land, das mir durch welche Umstände auch immer zugewiesen ist. Ich kann nicht ein Leben lang einer verlorenen Heimat

nachtrauern. Irgendwo muß ich zurecht kommen, muß ich mit allem fertig werden. Wohin wollen wir sonst flüchten? Wir kennen ja die Fliehenden droben am Biebelrieder Kreuz, die wir das ganze Jahr inzwischen beobachten können. Ohne die vielen Dörfer und Kleinstädte gäbe es kein fränkisches Land – wir werden von vielen darum beneidet. Land und Dörfer können und dürfen wir nicht einfach verändern, umändern. Es ist auch kaum möglich, daß bloße technische Erneuerungen den gesamten Dorfgeist und die Gemeinschaft verändern könnten. Dazu genügen nicht allein neue Bürgersteige oder Dorfplatzgestaltungen mit Kleinpflaster. Der Mensch verlangt viel mehr nach persönlicher, öffentlicher Anerkennung, nach Wirkung unter Seinesgleichen. Ohne Lehrer auf den Dörfern gibt es auch kaum Dirigenten, Theaterleiter, Festgestalter u. v. a. m.

Viele Dörfer sind mimosenhaft empfindlich geworden, Belangloses wird breitgetreten, lautstark reagiert man auf jeden kleinen Klacks. Schuld wird bei den anderen gesucht: Bei der Flurbereinigung, bei Gesetzen und Verordnungen, bei den Politikern. Nur nicht bei sich selbst.

Heimat haben verlangt unbedingte Treue zu einer bestimmten Landschaft, zu einem bestimmten Ort. Bislang haben wir in einer Landschaft gelebt und sie zur Vertrauten erklärt, weil sie so gewesen ist, wie sie ist. Nun müssen wir aktiv handeln, um sie so zu erhalten, wie sie sein soll. Die Sprache, die Bäume und das Land, die Bäche, die Berge und Hügel, die Mundart und Bräuche, das Gehabe und die Redensarten, alles zusammen macht ein Stück Land heimisch. Wie rasch fällt bei feinfühligem Menschen die Atemnot, das leichte Herzstechen weg, wenn sie in ihre Heimat zurückkehren dürfen aus der Fremde. Wer nicht empfänglich ist, erhält auch nichts. Das Unfruchtbare gebärt nicht. Wer Heimat will, muß ein Sämann sein.

Was hat sich in unseren Dörfern am stärksten geändert? Wo liegen die Wurzeln der Umwandlungen? Am auffallendsten ist die Tatsache, daß die Träger der Dorfkultur zum Großteil nicht mehr da sind. Es gibt eine Vielzahl von Ortschaften ohne Bürgermeister und Gemeinderäte, ohne Lehrer und Pfarrer. Das weitsichtige Dorfauge ist schier erblindet, Das Dorfohr nahezu taub. "Man" kümmert sich nur noch am Rande um das Ganze, um das Dorfgesehen, jeder ist mit sich selbst beschäftigt. Lediglich einige Vereine sind bestrebt, für Geselligkeit und öffentlichkeitswirksame Geschäftigkeit zu sorgen. Daneben verblaßt die Dorfgeschichte mehr und mehr. Der Lehrer als wichtiger Kulturträger von hohem Rang lebt und wohnt nicht mehr am Schulort, er ist fast zum Jobber außerhalb der Gemeinschaft geworden. Der in den

gehobenen Beamtenstand vorgestoßene Pädagoge muß die Residenzpflicht nicht wahrnehmen. Die Lehrer kehren heute nach Beendigung des Unterrichts meist ihrem Dienort den Rücken und streben in die urbanisierten Wohnstätten zurück, dorthin, wo sie gebaut haben, wie es sich gehört. Deshalb hat sich auch der einst viel gelobte Heimatkundeunterricht seit seiner Abdrängung ins Abseits nicht wieder erholt.

An dieser Stelle muß auch einmal kurz erwähnt werden, daß das Leben in einem noch so kleinen Dorf niemals eitel Wonne war. Wir wissen, wie gestritten wurde und wie man zu Gericht schritt, um die üble Nachrede nicht auf sich beruhen zu lassen. Überfüllte Wein- und Bierfeste sind oft nur scheinbare Zeichen der Gemeinschaft und Geschlossenheit. Die Verlockungen aus der großen Welt stürmen in das kleinste Dorf. Zu drei Fernsehprogrammen kommen weitere hinzu. Die Mächtigen rangeln um die Einflüsse. Dabei setzt eine erneute verklärte Wertschätzung des Dorfes ein. Die heile Welt des Dorfes wird zu hoch angesetzt und meist verfälscht. Man kann einem Dorf nicht vorschreiben, wie es zu sein hat. Um Einsichten zu gewinnen, muß man in die Geschichte zurückschauen. Das fränkische Dorf ist eine ganz bestimmte Wesenheit, es ist zuvorderst im Gemeinwesen, in der gemeinschaftlichen Lebensform begründet gewesen. Rechtlich-soziale Elemente haben das Dorf in Franken zu jeder Zeit geprägt. Ein wesentliches Merkmal war und ist die Ausbildung der Dorfmitte. Diese Mitte haben wir zum Teil verloren, in manchen Dörfern ist gerade in der Mitte nichts mehr los; vor allem an den Abenden, wenn man durch die Dörfer geht, herrscht Totenstille. Zur Dorfmitte gehören Kirche, Schule, Rathaus, Brunnen und Bäume. Die einzelnen Gehöfte und Häuser wurden vor allem in früheren Zeiten durch Tore und Pforten zur Straße hin abgeschlossen. Es war ein Sichabsichern, in der Gemeinschaft leben wollen und dennoch wußte jeder, daß er zur großen Gemeinschaft gehört. Manche haben ihre Tore weggerissen, die Pforten sind verschwunden. Zum alten fränkischen Dorf gehörte auch der Dorfbaum. Hier fanden früher die Dorfgerichte statt, hier wurde auch an Kirchweih der Plantanz aufgeführt. Insgesamt gesehen wurden die Dörfer in ganz besonderer Weise durch das Rechtliche geformt. Das Gemeinschaftsbewußtsein wurde vom gemeindlichen Rechtssinn getragen. Jeder Ortsbürger hatte seine Pflichten, aber auch seine Rechte. Schultheißen, Dorfmeister, Bürgermeister standen an der Spitze jedes Dorfes, hinzu kamen mehrere Gemeinderäte. Nahezu jeder Ort hatte seine Dorfordnung. Das Gemeindeleben war bis ins kleinste genau geregelt, jährlich einmal

wurde an der Linde die Ordnung für alle vorgelesen. Dann wußte wieder jeder, wie er daran ist. Von stark sozialer Bedeutung war und ist die Dorfsitte. In vielen Dörfern spürt man sie noch heute. Nahezu alle Ortsbewohner haben ein festes Gefühl der Zusammengehörigkeit. Das Unterschiedliche, ganz Persönliche tritt vor dem Gemeinsamen immer zurück. Das war und ist die Stärke fränkischer Dörfer. Und hier beginnt der große Verlust. Die Dorfsitte sollte das Grundgesetz des gemeinschaftlichen Lebens sein. Diese aus langer Einsicht erwachsenen Erfahrungen sollten in der heutigen Zeit nicht einfach über Bord geworfen werden. Das Geschichtliche ist die stark prägende Kraft, wenn es im Gegenwärtigen wirksam wird. Ein fränkisches Dorf darf und soll seine Geschichte niemals vergessen.

Dorfkultur ist immer im Wandel und Umbruch gewesen, das ist nichts Neues. Völlig neu ist die Situation, daß die Ortschaften keine Bauern- und Handwerkerdörfer mehr sind. Oft sind sie nur noch Schlafstätten, auch für die Kinder und Jugendlichen. Das Dorf hat sich nach außen hin geöffnet, es ist pluriform und aufgerissen. Wir sind eine Freizeitgesellschaft, und die Dörfer selbst können kaum etwas dazu bieten. Der wesentliche Entwurzelungsprozeß geht von den Medien aus. Sie haben im Lauf der letzten Jahrzehnte die neuen Leitbilder der städtischen Welt in jedes Dorf getragen, und schwerwiegende Eingriffe hat der Staat selbst verursacht: Durch die Gebietsreform z. B. ist die Gemeindeautonomie wesentlich eingeschränkt worden. Auch die Schulreform brachte nicht die erwünschten Erfolge.

Man glaubte und hoffte allenthalben, unbedingt städtischer, moderner und besser zu werden. Es hat sich nicht allzusehr bewährt. Es rumort in manchen Ortschaften oder, was noch schlimmer ist, man resigniert, man gibt auf und wird lethargisch. Vor allem Franken hat das Reformieren nicht getragen, vielleicht ist es zu alt dazu. Noch immer denken viele, alles wäre machbar.

So ist diese Bilanz nicht sehr positiv ausgefallen. Es ist eine unserer schlimmsten Nachlässigkeiten, daß wir zu wenig auf Tradition, auf das Erlebte und Selbsterfahrene, Erprobte und Erlittene geachtet und es in unser Leben einbezogen haben. Allzusehr leben wir vom Kredit, der uns jedoch – wie Sie alle genau wissen – nur in einem gewissen Umfang gewährt wird. Allesamt haben wir uns an-

gewöhnt, sensibel zu reagieren, mit langen Fingern auf die anderen zu deuten. Ist nicht scheinbar fast alles perfekt? Jahrzehntelang sind wir dabei zu reinigen, zu erneuern, schöner zu machen, zu reformieren. Bislang sollte alles Nutzen, Rendite bringen.

Was kann für die Zukunft gelten? Die auf dem Dorf Lebenden müssen sich in allem mehr Zeit lassen, gelten sie doch stets als die Bewahrer, die Naturnahen, die Kirchgänger und die Bedächtigen. Diese Bevorzugung dürfen sie sich nicht nehmen lassen. Wenn sie ihre gemeinschaftliche Dorfmitte aufgeben, werden sie innerlich unruhig, es greift Isoliertheit um sich. Plötzlich suchen sie das verlorene Paradies stärker als in früheren Zeiten.

Das rein landwirtschaftlich und handwerklich geprägte Dorf wird es wohl nie mehr so geben. Auf Gruppenarbeit wird mehr geachtet werden müssen. Die Funktionsfähigkeit eines Dorfes muß gestärkt werden. In einem Dorf müßte wieder erzogen, eingekauft und gearbeitet werden können. Daß vieles falsch gewesen ist, sollten wir eingestehen und einsehen. Hier täte eine Wende not!

Wenn wir doch unseren Dörfern wieder größere Eigenverantwortung übertragen würden! In unserem Hochmut wollen wir alles mit dem Verstand, mit dem Kopf erfassen. Mag man dem alten Dorf nachreden, was man will, seine Stärke war die betende, arbeitende, zusammen feiernde und leidende Gemeinschaft eines ganzen Ortes und die Ehrfurcht vor dem Geheimnis des Lebens und die Ehrfurcht vor dem Höchsten. Zu allem kommt noch hinzu, daß unsere Kirchen immer leerer werden. Hier liegen die ärgsten Ableitungen. Werden unsere fränkischen Dörfer die Kraft besitzen, neue Maßstäbe zu setzen? Die Hoffnung besteht immer. Nichts ist verloren, das Land steckt voller guter Dinge. Jeder von uns muß sich um sein Dorf, seine Stadt, seine Heimat sorgen. Vor allem die Kinder müssen in Liebe zu ihrem Ort erzogen werden. Mit verkehrter Fürsorge muß Schluß gemacht werden. Ein Dorf darf nicht immerfort auf die anderen warten, auf andere Ratschläge und deren Zuschüsse. Wichtig ist Behutsamkeit und das Einhalten von Maß und guter Sitte. Lassen wir uns nie wieder die vertrauten Schönheiten und das Liebgewonnene ausreden, das geteilte Fenster, die Stockmalve am Gartenzaun, das nachbarschaftliche Gespräch am Hofort. Jeder von uns ist auf seinem Platz für ein bestimmtes Werk verantwortlich.

Heimatspflege in Franken



Nr. 23

1991

Lichtmeßanz und Lichtmeßbrauchtum

Tanz und Brauchtum im Schützenheim Petersaurach

Zum Lichtmeßtag luden die Volkstanzfreunde Petersaurach und Umgebung am 2. Februar (Maria Lichtmeß) in das Petersauracher Schützenheim.

Für die musikalische Begleitung der Veranstaltung sorgten die Weigenheimer Musikkanten. Aber es wurde nicht nur getanzt sondern auch das Brauchtum zu Maria Lichtmeß an die Anwesenden vermittelt. Hierzu hatten Adalbert Hoffmann und seine Frau, die seit etwa zehn Jahren einmal monatlich einen Volkstanzabend abhalten, Edmund Zöllner als Referenten geladen. Zöllner war bis zu seiner Pensionierung im letzten Jahr im Schulreferat der Regierung von Mittelfranken tätig und kann daneben als profunder Kenner des gesamtmittelfränkischen Brauchtums bezeichnet werden. Unzählige Diavorträge hat er hierüber schon abgehalten.

Nach der Begrüßung durch Herrn Hoffmann begann die Veranstaltung der Volkstanzfreunde mit einer Polonaise, die Adalbert Hoffmann zusammen mit seiner Frau anführte. Als weitere Tänze folgten "Schottisch", "Bauernmadla" und eine "Kreuzpolka".

Als die Tänzerinnen und Tänzer sich zu einer Verschnaufpause zu ihren Tischen und Stühlen begaben, begann Edmund Zöllner mit den Worten: "Lichtmeß grüß' dich von



Polonaise – rechts Frau Hoffmann



2. Februar 1991 im Schützenhaus Petersaurach



Edmund Zöllner referiert über das Lichtmeßbrauch-
tum

Herzensgrund, schenkst dem Tag eine ganze
Stund" sein Brauchtumsreferat, das er in drei
Teile zwischen den Volkstänzen gegliedert
hatte. In den ersten beiden Abschnitten ging
er auf den religiösen Inhalt des Lichtmeß-
tages mit seiner Entstehung und der Kerzen-
weihe an diesem Tag in katholischen Gemein-
den ein. Den weltlichen Schluß bildeten
Bauern- und Wetterregeln. Gelungen spielten
die Weigenheimer Musikanten nach Zöllners
Bericht über die Entstehung des Lichtmeß-
tages, an dem nach der Bibel der Priester
Simeon im Tempel zu Jerusalem aus der
Hand der Gottesmutter das Jesuskind in Emp-
fang nahm, und es im Schein der Kerze dem
göttlichen Vater entgegenhob und Jesus als
Licht der Welt bezeichnete, das als
Ursprung der christlichen Lichtmeßfeier
bezeichnet werden kann, einen Walzer. Die-
sem folgte ein Rheinländer und ein Dreher,
dem sich ein Schottisch, ein Schlamperer
und eine Sternpolka anschlossen. Weiter ging
es mit einem Bairisch-Schweinauer-Zwie-
fachen und wiederum einem Dreher.



Volkstanzgruppenleiter Adalbert Hoffmann mit
Ehefrau



Volkstanz "Madla vo Sta" (Mädchen von Stein bei Nürnberg)
Volkstanzgruppenleiter Adalbert Hoffmann mit Frau

Reichtümer konnten Knechte und Mägde nicht erwerben

Im Anschluß erklärte Edmund Zöllner, daß die Knechte und Mägde oft aus kleinbäuerlichen Anwesen, die meist sehr kinderreich waren, stammten. Oft mußten die größeren Kinder schon im Alter von 13 Jahren als Kleinmagd oder als Kleinknecht ihr Brot verdienen. Verdingt wurden die Jugendlichen von Vater oder Mutter. Der Dinglohn für die Eltern bestand aus einem Laib Brot. Dies geschah auch noch bis nach dem Ende des letzten Krieges.

Am 2. Februar standen die Knechte und Mägde beim Bauern ein. Aus dem Triesdorfer Raum sei bekannt, daß wer schon länger im Dienst und sehr fleißig war, mit einem Jahreslohn zwischen 150 und 200 Mark rechnen konnte. Dazu gab es fünfzig Pfennig bis eine Mark Sonntagsgeld und zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten bis zu zehn Mark Aufgeld. Was außer dem Jahreslohn ausgehandelt wurde, das nannte man das Zuhörig. Dazu gehörte meist auch ein Sonntags- und ein Arbeitsgewand und ein bis zwei Paar Schuhe.



Dienstbotenumzug ist dieses Bild aus dem Nordgalkalender von 1913 betitelt. Der Umzug eines Dienstboten besorgte in der Regel ein Knecht der neuen Herrschaft dem dafür entsprechendes Trinkgeld für eine Maß unterwegs zustanden.

Dienstbotenauszug

Reichtümer konnten Knechte und Mägde durch ihre Hände Arbeit sicher nicht erwerben. Ein großer Aufstieg war es, wenn sie in einen Hof einheiraten konnten.

Wollte ein Bauer seinen Knecht oder seine Magd behalten, so händigte er ihnen einige Monate vor Lichtmeß einen Handlohn aus – den sogenannten Leihkauf –. Mit Annahme des Geldes willigten die Betreffenden in die Verlängerung ihres Arbeitsverhältnisses ein.

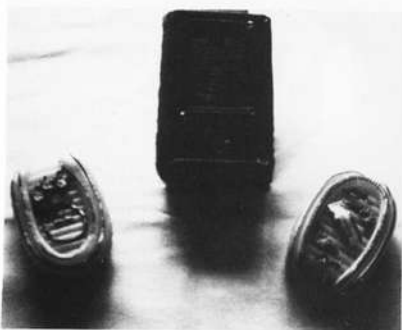
Wollte man den Dienstort wechseln, so versuchte man am besonders begehrten Schlachtfest, der "Metzelsuppn", die immer um Lichtmeß herum stattfand, noch teilzuhaben. In der Regel schlachteten die Bauern jedoch einige Tage nach Lichtmeß, damit den neuen Ehehalten – ein altes Wort für Dienstboten – das Eingewöhnen leichter fiel. Gerne hätten aber auch die scheidenden Knechte und Mägde bei ihren alten Bauern die "Metzelsuppn" miterlebt. Um dies zu ermöglichen, ließen sie sich einiges einfallen. Georg Lang überliefert uns in seinem Büchlein

"Mein Dorf in Franken" einen Trick: "Bei manchen Bauern wurden einige Tage nach Lichtmeß, wenn sie neue Ehehalten hatten, geschlachtet. Da ist es dann vorgekommen, daß die alten Ehehalten einen Strich durch die Rechnung machten und zwar schon 14 Tage vor Lichtmeß der Sau Seifenwasser unters Fressen mischten. Prompt stellte die Sau das Fressen ein, und aus Angst, die Sau könnte verrecken, wurde geschlachtet."

Nach diesem Debüt ging es mit den Tänzen weiter. Die Volkstanzfreunde Petersaurach und Umgebung veranstalten übrigens dreimal jährlich fränkische Tanzabende: den Lichtmeßtag, den Kirchweihntanz und den Kathreintanz.

Hartmut Schötz

In katholischen Gegenden wurden am 2. Februar (Lichtmeß) Wachsstöcke geweiht



2 Wachsstöcke und ein aufklappbares Wachskästchen (in Buchform) zur Aufbewahrung von kleinen Heiligen- und Totenbildchen (Privatsammlung).

Heimatspflege in Franken



Nr. 24

1991

Brauchtum belebt

Mit seinem Diavortrag "Brauchtum in Franken" gab Edmund Zöller in Petersaurach kürzlich einen breitgefächerten Überblick über die Vielfalt fränkischen Brauchtums im Jahreslauf. Umrahmt wurde die Veranstaltung, zu der die Volkstanzfreunde Petersaurach und Umgebung eingeladen hatten, durch musikalische Einlagen der Hammerbachtaler Klarinettenmusik aus Henfenfeld bei Hersbruck.

Der weitgespannte Bogen fränkischen Brauchtums umfaßte den großen Raum Mittel-, Ober- und Unterfrankens, wo der Referent geboren und aufgewachsen ist. So zeigte das zweite Dia, stellvertretend für den Neujahrstag, Kinder, die von ihrem Paten eine Neujahrsbreze erhalten. Edmund Zöller, der auch zweiter Vorsitzender der Ortsgruppe Ansbach des Frankenbundes ist, erläuterte hierzu, daß die Breze als Symbol für verschlungene Hände oder als Gebäck, durch das man dreimal die Sonne sehen könne, zu betrachten sei.

Anmerkungen und persönliche Erfahrungen einiger Zuhörer, die bemerkten, daß sie in Heilsbrunn selbst noch eine Patenbreze erhalten hätten, belebten die Atmosphäre.

Nach Neujahr und Dreikönig war Maria Lichtmeß ein Höhepunkt im Jahreslauf der Landbevölkerung. Es war der Tag an dem die Dienstboten (Knechte und Mägde) ihren Jahreslohn bekamen und unter Umständen ihre Stelle wechselten.

Prachtvolle Bilder führten zu den geschmückten Osterbrunnen in der fränkischen Schweiz.

Seit einigen Jahren werden auch in unserer Gegend Brunnen österlich geschmückt.

In Wildenholz bei Rothenburg o. d. Tauber lebt alljährlich das "Karfreitagssopfer" auf. Mit zwei Schlüsseln wird am Gründonnerstag nach dem Abendläuten ein alter Opferstock aufgesperrt, in den die Gläubigen – Protestanten und Katholiken – in der Nacht unerkannt ihre Spenden für die Kirchengemeinde werfen können. Die Opfernden kommen häufig von weit her, verummt zu der auf einem Berg gelegenen Veitskirche. Nach der Überlieferung dürfen die Spender nicht erkannt werden, wenn ihre Bitte in Erfüllung gehen soll.

Zum Osterwasser gibt es in ländlichen Gegenden noch einen hübschen Brauch. Man wusch sich am Ostersonntag mit Wasser, welches in einer Schüssel in der Osternacht aufgestellt wurde, anderswo holte man Wasser von einem Brunnen oder einer Quelle. So ist in Dinkelsbühl von Bewohnerinnen des Nördlinger Viertels noch vor dem letzten Krieg frühmorgens aus dem Brunnen in der Nördlinger Straße Wasser geholt worden. Dabei durfte einem niemand begegnen. Nach altem Volksglauben wird dem Wasser Schönheit, Gesundheit und lange Jugend zugeschrieben.

Gefärbte Eier gibt es seit dem 13. Jahrhundert, seit dem 16. Jahrhundert werden sie geweiht, aber erst ab dem 17. Jahrhundert bemalt. Anschaulich erklärte Edmund Zöller, daß die Antike das Ei als Sinnbild der Erde sehe. Dabei sei die Schale die Erde, das Eiweiß das Wasser und der Dotter das Feuer.

Die Luft finde sich unter der Schale. Das Frühlingsei sei als Symbol der Auferstehung des Herrn zu sehen, der, wie das Küken die Eischale, die Grabeshülle sprengt.



Beim "Einzug in Jerusalem" wird Jesus mit Palmzweigen begrüßt. Foto nach einem Gemälde des Ansbacher Professors Anton Zahner

Die Christianisierung Mitteleuropas traf auf bereits gestaltete Frühlingssymbole, die den Sieg der Sonne und Wärme über den Winter symbolisierten. Solche Gedanken verbanden sich mit dem christlichen Auferstehungsmythos und bildeten mit zahlreichen Sinnbildern die Ganzheit einer Brauchperiode von eindringlicher Kraft. Eines dieser Sinnbilder sind die Palmwedel des Palmsonntags, die im christlichen Kontext an den Einzug Jesu in Jerusalem erinnern.

Das Osterfeuer künde von der Auferstehung und von der Osterfreude. Dabei solle sich die frohe Botschaft wie ein Lauffeuer verbreiten. Hierin liege der bedeutungsreiche Sinn dieses Brauches, der sich mit christlichem Denken vereinbare.

Als sommerliche Bräuche führte Zöller Fischerstechen, Sonnwend- und Johanniseier, die Kirchweihfeste und natürlich all die Erntedankbräuche mit farbenprächtigen Bildern vor.

Zu ruhigeren Jahreszeiten leiteten Allerheiligen und Allerseelen mit dem Totenbrauchtum über. Hierzu sah man einen kleinen Grenzstein auf dem Grab eines Siebeners.

Viele alte Bräuche ranken sich natürlich um die Adventszeit. Da gibt es die Barbara- und Nikolausbräuche und Pelzmäntel und die Krippenspiele. Die Zuhörer erfuhren, daß der

Christstollen ein Gebäck ist und ein in Windeln gewickeltes Christkind darstellen soll.

Mit den langen Abenden im Dezember gewannen aber auch die Spinn- und Rockenstuben Bedeutung, bei denen die Dorfgemeinschaft auch äußerlich ein intaktes Zusammenleben pflegen konnte.

Den Abschluß der Veranstaltung bildeten Volkstanzvorführungen der Volkstanzfreunde Petersaurach und Umgebung unter musikalischer Begleitung der Hammerbacher Klarinettenmusik.

Hartmut Schötz



Ein Ratschenbub aufgenommen im Jahre 1948. In der Karwoche sind in vielen fränkischen Gemeinden die "Ratschenbuben" unterwegs. Die Glocken der katholischen Kirchen bleiben – zur Erinnerung an die Leiden Christi – in der Zeit vom Gründonnerstag bis Karsamstag dafür stumm. Mit ihren klappernden Flügel-, Hammer-, Kasten- oder Schubkarrenratschen ziehen die Buben dreimal am Tag durch die Straßen und mahnen die Gläubigen zum Gebet. "Wir ratschen, wir ratschen den Englischen Gruß, den jeder katholische Christ kennen muß. Fallt nieder, fallt nieder auf eure Knie, bet's drei Vaterunser und ein Ave Maria!", rufen sie. Am Karsamstag nach der letzten Runde spendieren die Dorfbewohner den Kindern Ostereier oder auch Geld.

Gerbereien am Beispiel der einstigen Gerberei Glossner in Ansbach

Gerbereien aus Lohballenhandlungen – Geschichte des Saffianleders



In dieser vor 1916 entstandenen Aufnahme ist ganz rechts der Giebel der Gerberscheune zu erkennen

Um 1914 entstand die hier gezeigte Aufnahme in der Ansbacher Schalkhäuser Straße. Im Vordergrund der Garten der ehemaligen Gerberei Glossner, ganz rechts im Bild erkennt man das alte Gerberhäuschen, in dem die Lohballen getrocknet wurden. Gegenüber der Straße bildet das Haus Glossner, Schalkhäuser Str. 26/28, die Bildmitte, Inhaber von Haus und Garten war zur Entstehungszeit dieser Aufnahme der Gerber und Lohballenhändler Daniel Glossner, der Vater des späteren, inzwischen verstorbenen Medizinalrates Friedrich Glossner. Er praktizierte auch längere Zeit in der Praxis seines früh verstorbenen Schwagers Messelhäuser sen. in Lehrberg.

Zu Beginn unseres Jahrhunderts gab es in Ansbach mindestens drei Gerbereien, um 1925 jedoch nur noch die Firma Hitzler am Kronachersbuck.

Die Gerberei wird als Loh- oder Rotgerberei bezeichnet, wenn gerbstoffhaltige Pflanzensäfte (genannt Lohe) zum Zurichten der Felle zu Leder angewendet werden. Daneben gibt es die Weißgerberei, hier wird Alaun ohne Pflanzensäfte verwendet. Bei der Sä-mischgerberei werden nur Fett und andere fettartige Substanzen angewendet. Zu nennen ist auch noch die Pergamentgerberei, bei der Kalke angewendet werden. Hier entsteht das Pergament.



Die alte Gerberscheune Glossner in der Schalkhäuser Straße in Ansbach in einer Aufnahme aus dem Jahre 1990

Gerber lieferten das gesamte Pfund- oder Sohlenleder und auch Saffian. Dies ist ein feines Leder, das noch bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts nur im Orient aus Bocks- und Ziegenfellen bereitet wurde. In Deutschland begann man erstmals um 1765 in Halle mit der Herstellung von Saffianleder. Die erste Fabrik mußte jedoch wegen der hohen Preise der Felle wieder eingehen. Später wurde besonders im Württembergischen viel gefertigt, die Ziegenfelle bezog man vielfach aus dem Kanton Graubünden in der Schweiz. Bei der Bereitung wurden die Felle getrocknet, dann in Holzlauge gewässert und geäschert. Dazwischen wurden sie im Wasser gereinigt, mit Pumpkeulen gewalkt und später gehärtet.

Danach wurden die Felle oft zusammenge-näht und in den dadurch gebildeten Sack

eine heiße Lauge gegossen, die 24 Stunden darin blieb. Diese Maßnahme wiederholte man mehrfach. Später wurden die Felle gefärbt, was meist mit Pflanzenabkochung geschah, manchmal wurden auch einige Mineralfarben angewandt. Die gefärbten Felle wurden gewaschen, getrocknet, mit Öl eingeschmiert, abermals getrocknet und anschließend "blank gestoßen".

Die etwa ab 1830 aufkommende Schnellgerberei gerbt statt der Lohe in Substanz mit flüssigem Lohextrakt zum Teil unter erhöhtem Druck, wodurch viel Zeit eingespart werden kann.

Die als Lohkuchen oder Lohballen bezeichnete Gerberlohe wird bei Gerber Glossner noch vor dem 1. Weltkrieg in Metallringe (wie Tortenringe) gestampft. Die Kuchen trocknet man anschließend auf Lattengestellen in dem kleinen Gebäude links im Bild. Damals waren sie noch begehrtes Heizmaterial, das verkauft werden konnte.

Für wertvolle Hinweise zu diesem Aufsatz bin ich der Familie des verstorbenen Landgerichtsdirektors Joseph Schwab, Eichstätt, verpflichtet.

Während seiner beruflichen Tätigkeit als Landgerichtsrat in Ansbach bewohnte Joseph Schwab mit seiner Familie das 2. Obergeschoß des schräg gegenüber der Gerberscheune gelegenen Glossner'schen Wohnhauses Schalkhäuser Straße 26/28 (altes Foto Bildmitte).

Heimatspflege in Franken



Nr. 25

1991

Der fränkische Lyriker Ludwig Friedrich Barthel aus Marktbreit/Main (1898 – 1962)

Im Jahre 1992 jährt sich zum 30-sten Male der Todestag des fränkischen Lyrikers Ludwig Friedrich Barthel.

Barthel wurde am 12. Juni 1898 in Marktbreit geboren, besuchte dort die ersten beiden Klassen der Volksschule, verzog 1908 mit seiner Familie nach Würzburg, wo er ins Gymnasium eintrat. Dort entdeckte er seine besondere Neigung für Geschichte und alte Sprachen und gewann so einen Zugang zur antiken, besonders zur griechischen Welt.

Sein noch junger Lebensweg führte ihn in den Jahren 1916 – 1918 in den Ersten Weltkrieg und unmittelbar nach seiner Rückkehr aus dem Krieg begann er mit dem Studium der Germanistik und französischen Geistesgeschichte an der Universität Würzburg. Dieses Studium schloß er 23-jährig im Jahre 1921 mit einer Promotion zum Doktor der Philosophie ab. Er befaßte sich in dieser Arbeit mit der Themenstellung "Josef Philip von Rhefues als Reiseschriftsteller und epischer Dichter." Nachdem sein Versuch, eine universitäre Laufbahn einzuschlagen, an der Währungsreform scheiterte, trat er

1922 eine Ausbildung am Hauptstaatsarchiv in München an, wechselte 1925 als Assessor ans Staatsarchiv Würzburg, um 1930 wieder, inzwischen zum Staatsarchivrat befördert, nach München zurückzukehren.

1953 ließ er sich von einer schweren Angina pectoris gequält in den Ruhestand versetzen. Er erholte sich nicht mehr von seiner schweren Krankheit und verschied am 14. Februar 1962 in München, wo er auf dem Perlacher Friedhof begraben liegt.

Der Frankenbund hat sich die Pflege des kulturellen Lebens unserer fränkischen Heimat zur Aufgabe gesetzt.

Auch wenn Ludwig Friedrich Barthel einer breiteren Öffentlichkeit nicht bekannt ist, gehört er trotzdem zu den großen, wenn nicht gar zu den größten Lyrikern unserer Heimat.

Das Jahr 1992 mit der 30-sten Wiederkehr des Todestages Barthels könnte und sollte für den Frankenbund ein Anlaß sein, sich wieder einmal mit diesem Künstler auseinanderzusetzen.

Der Schriftsteller Ludwig Friedrich Barthel ist ein großer Lyriker in unserer Zeit, obwohl die Franken ihren Dichter fast vergessen haben.

BARTHEL schrieb seine Lyrik im fränkischen Stil: herb, mit inniger Beherztheit. Sie ist geprägt durch die Landschaft am Main: verhalten und markant. Bis ins Kleinste hinein hat er diese seine Landschaft erlebt und aus ihr gelebt.

So hat er z. B. eine Nacht im Herbst erlebt:

*Steh auf in der Nacht! Das Land erschauert:
Sterne fallen in seinen Schoß wie
Brennendes Laub. Der Mond, schräg über
Den Mähnen des Waldes, ist eine silberne Wunde.*

Oder aus dem Gedicht: "Aus dem Übermaß der Dinge" ...

*Noch habe ich ein Gebet, das zunimmt,
Und ich werde, bevor die Nacht kommt,
Dem Vater von seinen Schmetterlingen erzählen,
Wie leise die Augen
In das Buch ihrer Flügel
Hineingezeichnet waren,
Als ich ihnen begegnete
Unter den seidenen Fahnen des Frühlings ...*

In seiner Gedenkrede für Ludwig Friedrich Barthel ist bei Rudolf Ibel zu lesen:

„In diesem großen, von meditativem Jubel und Melancholie durchtönten Weltgesang Ludwig Friedrich Barthels tauchen wie Inseln des Heils und des heiligen Lebens, in diesem Sinne des Heiligen, immer wieder auf die Bilder und Zeichen der Teilhabe an dem mystischen Corpus divinum: Da sind die Mütter und die Unmündigen, die Hügel und die Lämmer, der Weinberg, der Acker, das Brot und die Traube, die Wolken, die Vögel, die Blumen (ich behaupte, daß Barthel eine Folge der weltfrömmsten und zugleich vollkommensten Blumengedichte deutscher Sprache geschrieben hat) – und immer wieder die Liebenden und die Toten. Aus jeder und durch jede dieser Signaturen einer mystischen Teilhabe am

Welt- und Himmelsgott spricht der Dichter selbst, der Liebende und Ergriffene, in dem sich heidnischer Eros und christliche Agape zu innigem Bunde vereint haben.“

BARTHEL hat nicht in Mundart geschrieben, aber die Marktbreiter fränkische Mundart hat ihn geformt. Über Marktbreit selbst schreibt er:

„Wo ich geboren wurde, schwenkte der Main um Hügel, die Reben trugen. Das schüchterne Land wußte noch nicht, daß es schön sei ... jeden Abend ging meine Mutter zwischen den Weinbergen hinauf zum Kapellenberg, als brauche das Land, um schlafen zu können, daß sie ihm zuredete. In Wirklichkeit sah sie den Frieden, er löste die Gesichter und in der Mulde das Häusergeperch betete.“

Gütig und opferbereit die Mutter, ernst, dunkel und schwer des Vaters Wesen. Sein großes Vorbild war Christus selbst, der die Macht und den Unfrieden verwirft. Sein dichterisches Werk ist die Zusammenschau und der Zusammenklang des Volksfrommen im Fränkischen.

Sein erstes lyrisches Werk sind die 1926 erschienenen zwölf Sonetten mit dem Titel "Verklärter Leib". Es folgen "Gedichte der Landschaft" und "Gedichte der Versöhnung".

Alles schimmert auf im sanften Geleucht, Barthel liebt die Farben und das Licht. Und das sollten wir bedenken, wenn wir uns für ganz wichtig und unersetzbar halten, was Barthel so zum Ausdruck bringt:

*"Ich bin nur der Gast an meinem Tisch,
nur der Heimatlose im eigenen Haus."*

Über all seinen Werken liegt eine verzichtende Trauer, die den Dichter Barthel müde macht und oftmals Gedanken an den Tod anklingen läßt. Gott ist ihm in allem schwerer Mittelpunkt. Wir hören es im "Schwan-gauer Vaterunser":

*"Ich will Dich haben in dem trockenen Scheit
Holz, das, für den Winter gehäuft, honiggelb
riecht, und in den Mücken, die mich umsummen,
weil ihre Flügel berauscht sind."*

BARTHEL ist Fürsprecher der Trauernden, Verzagten und Bedrängten, der Verachteten und Hilflosen. Ich habe beim Lesen der Gedichte Barthels recht bedauert, daß ich dieses dichterische Werk erst so spät kennenlernte und mich gefreut, daß es ihn gibt.

Nur ganz wenig kann ich herausgreifen. Mitten im schlimmen Kriege 1943 schreibt Barthel in maßloser Traurigkeit nieder:

"Ob wir den Krieg gewinnen werden, wurde vor dem entschieden; ob wir den Frieden gewinnen werden, entscheiden wir selber jetzt, inmitten des Krieges ..."

Er will die Hand segnen, die einen niederschlägt, im Zerstörer Tod erkennt er den Schöpfer Tod. Den härtesten Frieden erträgt man erst, wenn man gelernt hat, daß Gott in jeder verwelkenden Blume stirbt, um im Frühling von neuem aufzuerstehen, wenn man gelernt hat, daß Sterben und Werden eins sind. Letzte Geheimnisse werden hier berührt.

Im Werk "Die Auferstandenen" (geschrieben 1947, 1958 veröffentlicht) finden wir die Höhepunkte seines dichterischen Schaffens. Es ist das reine Bekenntnis zu Jesus Christus, der in die Dinge eingeht, mit ihnen lebt und stirbt und wieder aufersteht und so die gesamte Welt entsühnt. Seine Sprache wirkt gekeltert und geht mit einer neuen Unmittelbarkeit hervor.

Hierfür ein Beispiel:

*"Durch dich erhielt die Welt
jenen Wohlklang,
der noch aus einer Schlüsselblume,
als brauche man nur zu träumen,
in die große
Vollkommenheit des Vaters,
wo sie gesättigter blüht,
hinabtaucht."*

Am Ende schließlich legt man aus unmündigen Händen die Spiele fort, wenn es Nacht wird.

Es ist für mich ein großes Anliegen, daß der Lyriker Ludwig Friedrich Barthel wieder zu Ehren kommen sollte. Er wurzelt mit seinen Arbeiten tief in der fränkischen Landschaft, in die er hineingeboren wurde. Die Barthelsche Landschaft ist vorab die vom kahlen Schwung sanfter Rebhügel belebte fränkische Maingegend, der Raum um Marktbreit — eine intime, klassisch anmutende heitere Ländlichkeit.

Seine Gedichtfolgen stecken voller Melancholie und herber Schönheit. Es ist die Teilhabe an allem Heiligen, dem ganz Großen. Hier wird alle fränkische Schnitzkunst, aller blumiger Wein an unseren Rebhängen, alle Fachwerkkunst, aller Trachten Formen und Farben, alles Fränkische zusammengerafft. Und wie konnten wir Undankbaren, Schnellebigen, ihn so rasch vergessen und vernachlässigen?

Nur vereinzelt wird sein Schaffen erkannt und in rechter Weise gewürdigt, wie z. B. in den Badischen Nachrichten, Karlsruhe:

"Ludwig Friedrich BARTHEL verfügt über die scheinbar unerschöpfliche Malerwerkstatt des Herzens, d. h. über einen Bilderreichtum der Sprache, wie man ihm glühender und ursprünglicher zugleich selten begegnen dürfte."

Oder in einer Rede von Prof. Ernst Jockers aus Philadelphia können wir hören:

BARTHEL ist vielleicht das letzte Glied der großen dichterischen Tradition, die mit den Griechen beginnt, über Goethe zu Hölderlin, George, Rilke und Trakl führt, aber auch die französischen Symbolisten einbezieht. Allen diesen Dichtern ist Barthel verwandt und verpflichtet ... Er übernimmt von den großen Vorfahren, was von ihnen dauerndes Sprachgut geworden ist, führt es aber selbständig weiter. So erreicht er einen unverkennbar eigenen Stil, der sich von den Exzessen der Expressionisten ebenso fernhält wie von den verkrampten Gesuchtheiten der Existenzialisten."

Ich darf zusammenfassend feststellen:

Fränkische Volksfrömmigkeit kommt wie nirgendwo anders mehr in Ludwig Friedrich BARTHEL zum Ausdruck. Wie Rilke hat er gewagt, das Religiöse im Mittelpunkt seiner Lyrik zu preisen. Schade um die leichtsinnige Unkenntnis über diesen begnadeten Dichter, der in unserer Zeit und in unserem Volksstamm lebte. Seine Verse sind kostbar schwer und mattglänzend. Seine Gedichte sollten nicht vergehen wie unsere Dörfer und Ortsbilder zergehen.

So endet das "Schwangauer Vaterunser":

*"Lasset uns beten / kurz und bündig: /
Vater unser, / der Du bist. / Amen. /*

*Oder lasset uns nicht beten, / sondern
bloß sein wie ein Dorf – / Jedes Fenster
hat grüne Läden, / jedes Fenster hat rote
Geranien, / aber die Sonne frißt Haus
und Geranien und mich ..."*

Kaum mehr Erklärbares vermischt sich mit prophetischer Gabe und Sicht.

Ich möchte schließen mit einigen Aphorismen BARTHELS aus seinem Nachlaßwerk "Am Fenster der Welt" (Diederichs-Verlag, 1968):

*Lange schien es mir nur Anruf: Bruder Mond,
Schwester Sonne – es ist die Wahrheit.
Es eilt nicht; denn wir sterben.
Unterschätze, wenn du betest, nicht das feine
Ohr Gottes. Kein Stummer war ihm je zu leise."*

Für den Inhalt dieser Beilage verantwortlich:

Dr. Reinhard Worschech, Bezirksheimatpfleger von Unterfranken, Peterplatz 9, 8700 Würzburg

Heimatspflege in Franken



Nr. 26

1991

Möbel aus Franken

Eine Ausstellung in Nürnberg

Das Bayerische Nationalmuseum und das Germanische Nationalmuseum widmen in Nürnberg in diesen Wochen dem wegen der Mannigfaltigkeit seiner kultur- und sozialhistorischen Bezüge immer wieder aufschlußreichen Thema der Geschichte des Möbels eine Ausstellung, die erstmalig in diesem Umfang die häuslichen Einrichtungen in Franken in das Blickfeld rückt. Die Initiativen und Planungen für diese Ausstellung kamen aus dem Bayerischen Nationalmuseum, das 1975 eine wichtige Ausstellung zum volkstümlichen Möbel in Altbayern veranstaltet hatte. Als Mitglied der damals gebildeten Arbeitsgruppe verfolgte Ingolf Bauer über viele Jahre hin trotz der lange währenden Finanzierungsschwierigkeiten mit großer Konsequenz das Ziel, auch die oft vernachlässigte Möbelkultur Frankens im Rahmen musealer Darbietungsmöglichkeiten einer breiten Öffentlichkeit zu erschließen. Letztlich kamen die umständebedingten Verzögerungen in der Realisation dann der Vorbereitung und der Entwicklung des Konzepts zustatten, weil dank der inzwischen intensiv einsetzenden Dokumentationsstätigkeit des Freilandmuseums zu Bad Windsheim, dank des Wirkens einzelner privater Sammler und Forscher wie nicht zuletzt durch eine Anzahl von Würzburger Studienabschlußarbeiten, die Wolfgang Brückner anregte, die Kenntnisse fränkischen Möbels erheblich erweitert worden sind. Während ehemals im Bereich volkstümlicher Wohnungseinrichtungen die häufig nur schwach aufbereiteten Bestände einiger Lokalmuseen in starker Verallgemeinerung als repräsentativ für fränkische Verhältnisse angesehen wurden, zeichnen sich nun deutlicher regionale Differenzierungen ab, auch wenn die Aufgaben der Zuschreibung der einzelnen zumeist anonym überlieferten Erzeugnisse an bestimmten Werkstätten und Werkstattkreise vielfach noch weiter zu verfolgen sind.

Im Germanischen Nationalmuseum ist somit jenseits der weiter gefaßten Zwecke der Institution erneut ein regionalhistorischer Ansatz, wie er bereits die Ausstellungen "Leben und Arbeiten im Industriezeitalter" (1985) und "Geschichte und Kultur der Juden in Bayern" (1988/89) bestimmte, zur Grundlage einer musealen Darstellung geworden. Immer wieder wird offenkundig, daß sich viele Sachgebiete nur in der räumlichen Begrenzung konkret, differenziert und in der Vielfalt möglicher Betrachtungsformen, das meint letzt-



Schrank, 1. Hälfte 18. Jahrh., letzter Gebrauchsort Nürnberg
Germanisches Nationalmuseum Nürnberg



Brautruhe der Cordula von Aufsess, um 1583

Germanisches Nationalmuseum Nürnberg

lich in wissenschaftlich angemessener Weise, behandeln lassen. Zugleich aber gewinnt die landesgeschichtlich ausgerichtete Erschließung der Sachkultur aufgrund der aus der Dichte der Materialaufbereitung sich ergebenden Perspektiven die Qualitäten des Exemplarischen für die allgemeineren Gegebenheiten und Entwicklungen im häuslichen Ausstattungswesen.

Eine regionalorientierte Betrachtungsweise, wie sie der Titel "Möbel aus Franken" ankündigt, kann selbstverständlich nicht bedeuten, daß hier Sachgut gemäß den alten, oft genug bis in unsere Tage hinein aktuellen Anschauungen von einer "stammhaften" oder "völkischen" Prägung der Kultur behandelt wird. Solche Vorstellungen haben – wie der Bildband von Martin Gerlach und Oskar Schwindraheim über Unterfranken von 1907 zeigt –, auch hier frühzeitig Einfluß gewinnen können, wird doch in diesem Buch beim Blick auf eine Bestandsauswahl aus fränkischen Ortsmuseen geäußert, daß gegenüber den einzelnen geschichtlichen Stilen, denen die Dinge zugehören, das Gemeinsame der fränkischen Art stark zu Geltung komme. Andere Veröffentlichungen haben in der Reaktion auf vermeintliche Nivellierungsprozesse durch die moderne Zivilisation diese Sicht weitergetragen; jedoch hat sich oft genug gezeigt, daß die Mutmaßungen über Wirkungen eines vermeintlich auf lange Dauer konstanten Volksgeistes oder Stammescharakters, der dann in Kunst und Kultur der Landschaften seinen Ausdruck sucht, kein brauchbares, rationell begründbares Erklärungsmuster für die Vielfalt der Dingwelt bieten können. Demgegenüber umschließt der Titel "Möbel aus Franken" eine Reihe von Sonderentwicklungen in der Ausbildung der häuslichen Ein-

richtung, in der Bevorzugung bestimmter Möbeltypen und Möbelkonstruktionen sowie der Oberflächenbehandlung. Diese Formen haben sich in vorindustrieller Zeit aufgrund der relativen Abgeschlossenheit des Lebens und des Arbeitens, durch lokale Traditionen innerhalb des zunftgebundenen Gewerbes, durch Werkstattgewohnheiten oder auch durch Verbraucherbedürfnisse herausgebildet. Beispiele für solche Eigenheiten sind der mit Schubladen ausgestattete Küchenbehälter des 19. Jahrhunderts, der als Nachfahre einer ehemals allgemeiner verbreiteten mittelalterlichen Schrankart gilt, die Eichenholzkommoden mit den als Wellen geformten Vorderseiten, vielleicht auch der schwere Rhöntisch, dessen Gebrauchsfunktion bislang nicht geklärt werden konnte.

Von erheblicher Bedeutung für die fortschreitenden Einsichten in die Entwicklung des Möbels dürfte es auf die Dauer vielleicht sein, daß in der Anlage der Ausstellung die lange eingeführte Klassifikation von Sachgut nach Ständen vernachlässigt worden ist. Festlegungen, wie die seit etwa 1890 geläufige Charakterisierung bestimmter Formen und Dekore als bäuerlich, haben oft genug zu unzulässigen Vereinfachungen geführt. Gewiß fanden in der Benutzersphäre aufgrund der Stadt-Landverflechtungen oder eines lebhaften Handels mit Altgütern häufiger Ausstattungen aus bürgerlichen Haushaltungen mit solchem aus dem ländlichen Bereich zusammen. Ebenso aber hat sich langsam die Erkenntnis durchgesetzt, daß Produzenten immer wieder für unterschiedliche Aufgaben in der Möbelherstellung tätig waren. In Bamberg etwa wurden Hofaufträge nach der Preisgestaltung zwischen Hof-, Stadt- und Landschreinermeistern aufgeteilt.

Die Ausstellung veranschaulicht in einem ersten Abschnitt die Leistungen des alten Schreinerhandwerks, das seit der Renaissance die Richtschnur für die Qualität seiner Erzeugnisse von den Zünften empfangt. Diese strengen Normen aber konnten nur bei den Produktionen für die bürgerliche Oberschicht oder für den Adel Anwendung finden. Die ausgedehnte, für die wirtschaftliche Sicherung der Werkstätten wichtige Herstellung von einfacheren Gebrauchsmöbeln und Aussteuerausstattungen bediente sich der Behandlung des Holzes mit Farbe, durch die aufwendigere Techniken der Möbeldekoration, wie etwa die übliche Ausgestaltung mit Furnieren und Einlagen, mit beträchtlichem handwerklichen Geschick schlichteren Verhältnissen angepaßt wurden.

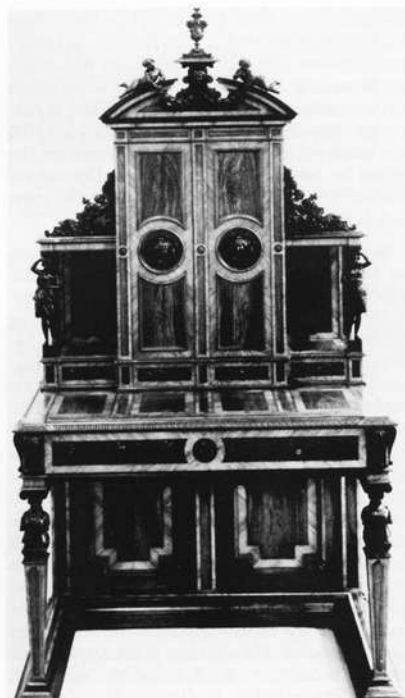
Demgegenüber wirkte die kleine, aber keineswegs homogene Gruppe der Hofschreiner in den Residenzen der fränkischen Territorien des 18. Jahrhunderts außerhalb der engen, von den Zünften festgelegten Maßstäbe in der stärkeren Anlehnung an die dem Zeitgeschmack entsprechenden Erzeugnisse französischer Ebenisten oder, wie am Hofe zu Ansbach später auch im Anschluß

an englische Muster mit dem Gebrauch von Mahagoni und Messing. Schließlich aber gewann in diesem Bereich der Luxusherstellung zuerst eine überörtliche Güterversorgung an Bedeutung, wie denn 1766 David Roentgen am Würzburger Hof seine Verwandlungstische im modernen Geschmack anbot.

Ein zweiter Teil der Ausstellung widmet sich den einschneidenden Veränderungen des 19. Jahrhunderts. Auch das Schreinerhandwerk geriet in den Bannkreis des sich entfaltenden Maschinenwesens und der durch die Entwicklung des Verkehrs bewirkten Auflösung der vormals überwiegend örtlich oder kleinräumig orientierten Produktions- und Konsumptionsverhältnisse. Die seit den sechziger Jahren entstehenden Großbetriebe der Möbelerzeugung mit ihrer vielfältigen Maschinen-Ausstattung und den rationellen Arbeitsmethoden zogen die Aufmerksamkeit auf sich. Die altbewährte praxisbezogene Ausbildung in der Werkstatt des Meisters während der Jahre als Lehrling und Geselle galt nunmehr als unzulänglich; vielmehr wurde es im Verlaufe des 19. Jahrhunderts als wichtige Aufgabe angesehen, die Handwerker mit Fertigkeiten auszustatten, die



Vertiko, hergestellt von einem Feinflechter in Michelau, Lkr. Lichtenfels, um 1880
Deutsches Korbmuseum Michelau



Schreibmöbel, für die Weltausstellung in London 1851 gefertigt von der Kunstschlerei Barth, Würzburg
Germanisches Nationalmuseum Nürnberg



Tisch, Pflochsbach, Gde. Lohr am Main, Lkr. Main-Spessart, 1825
Spessartmuseum Lohr am Main

es ihnen ermöglichten, geschmeidig auf den ständigen Wandel zu reagieren. Eine zunächst wesentlich von Vereinen getragene Gewerbeförderung bemühte sich um Anpassung an die geänderten Produktionsprozesse. Sie kümmerte sich um die technologische Ausrüstung der Werkstatt, um die Kenntnis von Neuerungen durch Zeitschriftenaufsätze, durch Vorträge und die Beschaffung von Mustern an Rohstoffen, Halbfabrikaten, an Gewerbezeugnissen, aber auch von geeigneten Werkzeugen und Maschinen. Als wichtigste Aufgabe wurde jedoch die Ausgestaltung des Schulwesens angesehen; so richtete der Polytechnische Verein zu Würzburg schon 1806 eine Schule ein, in der bald an Sonn- und Feiertagen Unterricht im Schreiben und Rechnen, im Dekorationszeichnen wie im Modellieren in Ton und Wachs, später auch in Mechanik und Technologie erteilt wurde.

Im Zusammenhang mit den vielen Anstrengungen, die Gewerbe an die veränderten Produktionsverhältnisse anzunähern, erhielten zunehmend Gestaltungsfragen ein großes Gewicht. Bald nach der Weltausstellung in London 1851, bei der erhebliche Mängel in der ästhetischen Beschaffenheit der deutschen Gewerbezeugnisse registriert wurden, verstärkten sich eingehende Erörterungen dieses Themas in den fränkischen Fachzeitschriften, etwa in der "Gemeinnützigen Wochenschrift" des Polytechnischen Vereins zu Würzburg oder auch in der von Johann Caspar Beeg geleiteten "Gewerbzeitung" aus Fürth. Das Ziel einer Durchdringung handwerklicher oder industrieller Erzeugnisse mit den Qualitäten des Künstlerischen ließ sich in einer Zeit, in der Geschichte zur Lebensmacht geworden war, am ehesten im Rückgriff auf die Stile der Vergangenheit verfolgen. Allenthalben prägten, wie Möbel aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen innerhalb der Ausstellung kenntlich machen, Einrichtungen in der Art der Gotik oder der Renaissance, des Rokokos oder schließlich auch des Empires und des Biedermeiers die Wohnkultur

und vor allem auch die Schaustücke auf den zahlreichen Gewerbeausstellungen.

Endlich führte der dritte Teil der Ausstellung in die Sphäre des Möbelgebrauchs. Die Wohnkultur der Vergangenheit ist durch Gegenstände, die einst zum Sitzen, Schlafen oder zum Verwahren benutzt wurden, veranschaulicht; jedoch wird auf die lange Jahre in den Museen übliche Ensemblebildung, die Herstellung von Bildern einstiger Verhältnisse durch die Gruppierung von Wohngegenständen zu Stuben, verzichtet. Es wird die Auffassung vertreten, daß Wohnen als zentraler Bereich des Lebensvollzugs sich mit den Mitteln des Museums nicht oder doch nur höchst vage vorstellen läßt. Mit bildlichen Quellen, schriftlichen und mündlichen Zeugnissen ist versucht, dem Besucher Zugänge zu den nicht mehr faßbaren Wirklichkeiten vergangenen Daseins zu erschließen.

Die Ausstellung "Möbel aus Franken" wird vom 22.06.1991 bis zum 15.09.1991 im Germanischen Nationalmuseum gezeigt. Die Begleitveröffentlichung mit einer eingehenden Beschreibung aller ausgestellten Möbel und Aufsätze zu verschiedenen Einzelthemen kostet in der Ausstellung DM 48,-.



Schrank, datiert 1879, letzter Gebrauchsort im Grenzgebiet Mittelfranken/Oberpfalz, Aufgeklebte Druckgraphik
Fränkisches Freilandmuseum Bad Windsheim

Heimatspflege in Franzen



Nr. 27

1991

750 Jahre Unfinden (1241–1991)

Historischer Rückblick zum Festkommers am Freitag, 26.7.1991

„Unfinden wird im Jahre 1241 zum ersten Mal genannt“

Mit dieser Feststellung hat der Ortschronist Adolf Lohmann den Grundstein für die 750-Jahr-Feier gelegt. Bei seinen Nachforschungen als Dorflehrer von Unfinden (1923–1933) hatte er Gelegenheit, in jahrhundertalte Gemeinderechnungen (bis 1593) Einsicht zu nehmen. Er hat sie als geschichtsbewußter Mensch sehr detailliert und verantwortungsvoll bewertet. Seine Erkenntnisse liegen diesem Festbeitrag zugrunde.

Skeptiker dürfen bei dem Verdacht bleiben, daß Unfinden früher „gegründet“ wurde als es urkundlich Erwähnung fand.

Was hat sich in 750 Jahren ereignet und geändert?

Um diese Frage zu beantworten, ist es sinnvoll, sich zuerst kurz im allgemeinen zu erinnern, bevor man den Wandel des Dorfes, seiner Menschen und seiner Flur näher betrachtet. Ein solcher Rückblick überspannt nämlich den Zeitraum vom 6. Kreuzzug in das Heilige Land bis zur Golfkrise (im selben Raum).

In diesem Zeitraum hat der Mensch die schlimme Leibeigenschaft abgelegt und eine (nur scheinbar) grenzenlose Freiheit gewonnen.

Er hat dabei seine absolute Geborgenheit im Glauben verloren. Die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise hat Vorrang bekommen gegenüber religiösen Einstellungen. Geblieben ist aber die Notwendigkeit zu fragen nach dem Sinn des Lebens auf dieser teilweise stark geschundenen Erde.

Was für Christoph Columbus oder Ferdinand Magellan (im 15. Jahrhundert) noch eine lebensgefährliche Reise ins Unbekannte war, kann heute von jedermann als „Abenteuerurlaub“ gebucht werden. Unsere Generation hatte sich

zum Ziel gesetzt, mit Raketen die Tiefen des Weltraums zu erkunden.

Gotik, Barock, Rokoko und Renaissance haben der Welt noch handwerklichen Stil und Glanz gegeben. Zu viele Kleinodien dieser Kulturperioden sind verschwunden

- durch die Verarmung des Adels,
- durch Kriege,
- durch unüberlegten Fortschrittsdrang,
- durch menschliche Dummheit.

Täglich läßt sich feststellen, daß in unserer Zeit manches verachtet wird, was früheren Kulturen „heilig“ war:

- sinnvolles Brauchtum und gute Sitten,
- Ehrfurcht vor dem Alter und dem Leben überhaupt.

Was im Überfluß vorhanden schien, ist rar geworden. Nur der Mensch in seiner Zahl hat sich unvorstellbar vermehrt. Während auf der „einen Seite“ der Erde teilweise hemmungsloser Wohlstand herrscht, leidet die Bevölkerung auf der „anderen Erdhälfte“ unter bitterster Not.

Zu der biblischen Überlieferung, daß Gott den Menschen nach seinem Ebenbild geschaffen hat, ist die Möglichkeit hinzugekommen, nun Menschen nach menschlicher Einbildung zu schaffen.

Diese globale Entwicklung hat auch in Unfinden ihre „Spuren“ hinterlassen. Das Aussehen des Dorfes und die Denkweise seiner Menschen haben sich dementsprechend „fortentwickelt“.

Das Unfinden von heute ist in seinem Kern das Ergebnis einer Bauperiode der letzten drei Jahrhunderte. Den ursprünglichen Baubestand gibt es nicht mehr. Nicht einmal die Einwohnernamen sind unserem Dorf im Laufe seiner 750jährigen Geschichte geblieben.

Gesangverein Unfinden

„Gesegne Dich ...“ – Lied um 1580

Unter sechs Kriegen hat Unfinden schwer gelitten

Völker vieler Nationen (Russen, Spanier, Türken und Franzosen, aber auch Deutsche), die Soldaten Tilly's, Desserteure der verschiedensten Heere und marodierende Truppen haben in ihrem Kriegs- oder Religionswahn dieses Dorf übel heimgesucht. Oft waren hier mehr Soldaten einquartiert als es Einwohner gab.

Der Versuch, durch Geschenke – "lieber Bier als Wein" – Plünderungen vorzubeugen, hatte selten Erfolg. Fremde nahmen selbst dann noch den letzten Bissen. Nach deren Durchzug gab es kein Geld mehr und kein Gespann; die Ställe waren ebenso leer wie die Weinkeller, die Felder verwüstet und selbst Saatgut wurde gestohlen.

In Kriegslust wurden Unfindener Frauen geschändet und Unfindener Männer vor ihren Kindern ermordet.

Für die Überlebenden blieb die blanke Not. Sie wurde noch größer

– durch Krankheiten (Cholera, Ruhr und Masern). 1635 starben allein 136 Personen an Hunger und Pest (bei damals annähernd 100 Haushaltungen).

– durch Dürrekatastrophen, Fröste, Wasserfluten, Hagel-schlag und Viehseuchen. Unsere Bauern mußten deswegen einmal 15 Ochsen und 52 Kühe einscharren.

Der in den Kellern des Dorfes reichlich eingelagerte Wein war in Kriegszeiten immer eine begehrte Beute. Tag- und Nachtwache (mit Speiß und Horn) waren notwendig aber hilflos. Das Volk hatte in diesen schlimmen Zeiten "das Beten gelernt".

Überlebende brauchten Gottvertrauen. Ein Zeugnis dafür ist der aus dem 30jährigen Krieg stammende *Trost-Psalm über der Pforte des Kirschner'schen Hauses*:

"Herr Befehl dem Herrn deine Wege,
hoffe auf ihn,
er wird's wohl machen."

Gesangverein Unfinden

"Es ist der Schmitter heißt der Tod ..."
Lied um 1680

Drangsal und Pein des I. Weltkriegs (6 Tote) und des *II. Weltkriegs* (21 Tote, davon 5 beim Luftangriff auf Schweinfurt; 10 Vermißte) sind in der Erinnerung der Lebenden noch gegenwärtig. Gegenwärtig ist auch die Inflationszeit, als man für 500 M gerade ein Ei und für 1700 M gerade ein Bier bekam.

Unsere Bonifatius-Kirche hat als ältestes dörfliches Baudenkmal selbst auch Schutz gebraucht: Schießscharten, Mauerriegel, Zugbrücke und Wassergraben. Sie mußte vier Glocken für den Krieg opfern. Die älteste Glocke ist uns geblieben. Sie läutet seit 1499 gemäß ihrer Inschrift

- die Lebenden zu rufen
- die Toten zu beklagen und
- die Blitze zu brechen.

Sie will, daß sich die Dorfgemeinschaft unter dem Dach der Kirche versöhnlich zusammenfindet, für den Frieden in der Welt betet und zum Lobe und zur Freude Gottes singt,

wie es die Unfindener "Chorestanten" schon vor über 300 Jahren taten. So kann jeder selbst dazu beitragen, daß die Inschrift unseres kirchlichen Wappens Wahrheit bleibt:

Verbum	Das Wort
Domini	des Herrn
Manet	besteht
In	ewig.
Eternum	

Gesangverein Unfinden
Textbeitrag und Dias

Singen und Tanzen waren auch zur gerechtigkeitsstrengen, aber wohlwollenden Ganerbenzeit, an welche die nach 1000jährigen Regeln gestalteten Wappen unserer prachtvollen Fachwerkhäuser erinnern, eine immer beliebte Abwechslung bei Alt und Jung.

Damals feierte man die Kirchweih noch 4 Nächte lang in 7 örtlichen Wirtschaftshäusern, in den Räumen unseres Rathauses und auf dem Plan. Dabei gab es für Sitte und Anstand ein klares Maß: Die leider verschollene Unfindener Dorfordnung. Sie wurde jährlich verkündet, wenn die Ganerben zu Lichteß oder Martini aufs Rathaus kamen,

- um sich (bei festlichen und teuren Mahlen) die Rechnung legen zu lassen,
- um "Gericht" zu halten,
- um den Cent zu fordern, und
- den dörflichen Schultheißen die Aufgaben für die weitere Entwicklung vorzugeben.

Wenn es sein mußte, wurde hart bestraft:

Für Felddiebereien und Flurbeschädigungen, das Stüpfeln von Nüssen", verbotene Holzeinschläge, die ungenehmigte Aufnahme neuer "Nachbarn", die Verweigerung von Botengängen; das mutwillige Reiten, Fahren und Viehtreiben auf den gepflasterten Straßen und andere Zuwiderhandlungen gegen die Erwartungen des dörflichen Gemeinwesens.

Zwangweise Beitreibungen erfolgten mit "Militär-Execution". Üblich waren auch Hausdurchsuchungen, Stockhiebe und die öffentliche Zurschaustellung gefesselter Diebspersonen. Mehrtägige Gefängnisstrafen mußten "bei Wasser und Brot" im "Hochfürstlichen Amt zu Königberg" abgesessen werden. Besonders auffällige Wiederholungstäter wurden "aus dem Lehen" geschafft.

Um das Wohlwollen der Ganerben und Honoratioren zu erwerben, hat man alljährlich versucht, diese mit Geschenke "gnädig zu stimmen".

Wenn Frauen ihre Rechte durchsetzen wollten, hatten sie es damals recht schwer. Die Emanzipation der Frauen ließ viel zu wünschen übrig. Frauenstimmen und Frauenfleiß waren deutlich "weniger wert".

Höheren Wert legten die in den Schlössern der näheren Umgebung wohnenden Ganerben darauf, daß die von ihnen belehnten und deshalb in einem besonderen

Treueverhältnis stehenden "Unterthanen" ihre Aufgabe- und Fronpflichten zuverlässig erfüllen. Dafür sorgten auch die jeweiligen "Schultheißen". Sie drängten vor Ort auf die Erledigung der vielen Botengänge (nach Coburg, Haßfurt, Hildburghausen), die Lieferung des Zinsmostes (nach Würzburg), die Erfüllung der lästigen Aufgaben als Treiber, Fuhrmann oder Auswaidler bei hochfürstlichen Großjagden in den Haßbergen und die Mithilfe bei kriegsbedingten Schanzarbeiten (z. B. in Bad Königshofen und Würzburg).

Der seinerzeitige Tagelohn für Knecht oder Mägde war ein karges Entgelt für harte Arbeit: 60 kr. für den Mann und nur 40 kr. für die Frau – bei 3 Pfg. pro Kreuzer!

Festestreden waren willkommen, aber selten. Dafür waren die nächtlichen Spinnstuben immer gut besucht. Dort und in den Wirtschaftsräumen wurde Nachbarschaft gepflegt und Meinung gebildet.

Eine stete Sorge war den Verantwortlichen der Schutz unseres Fachwerkdorfes vor Feuersgefahr

Deswegen konnte nicht jeder einfach ein "Üfnder" werden. Wer als "Dorfnachbar" aufgenommen werden wollte, mußte drei Dinge mitbringen:

1. einen guten Leumund,
2. Einzugs geld,
3. einen Feuereimer.

Die flächenhafte Entwicklung des Dorfes wurde durch die Zahl der Einwohner bestimmt. Gebaut werden durfte nur so weit, wie sich die "Nachbarn" das Löschwasser von Pump- und Ziehbrunnen, Dorfbach und Plansee Hand in Hand weiterreichen konnten.

Im 17. Jahrhundert war die "Üfnder Feuerwehr" schon gut gerüstet. Sie verfügte über ein Ochsenengespann für zwei große Feuerspritzen, ein Paar hölzerne Handspritzen, 26 Feuereimer, 3 Leitern, 2 Feuerhaken, 6 transportierbare Pechpfannen und 12 Pechfackeln. Sie wurde sogar zu einem Einsatz nach Hildburghausen gerufen.

Feuerwehr Unfinden
Textbeitrag und Dias

Am 3. Juni 1756 wurde der Grundstein dafür gelegt, daß sich Unfinden zu einem "Obstbaumparadies" entwickeln konnte

Nach dem 21. Punkt der Dorfordnung konnte damals nur heiraten, wer vorher "drei befohlene Bäume, junge Stämmchen, an diensame Orte" (gemeint ist Gemeindegrund) gesetzt hat.

In Unfinden waren früher viele Berufe und Fähigkeiten vereint. Die Chronik nennt neben den bereits erwähnten Wirten

- "fleißige, berechnende und sparsame" Bauern
- Hildburghäuser Schulmeister,
- "Justifizierer" und Gerichtsschreiber
- Gemeindegnechte, Flurer, Eicher, Steinsetzer, Brauhausaufseher und Mörter

- Heiligenmeister und Blasbalgtreter
- Haubenstickerinnen und Strickerinnen
- Schreiner, Gemeindegemüller, Schneider, Schuster und Glaser
- die Gipsbrecher vom "Schatzengrund"
- Kupfer-, Waffen- und Nagelschmiede sowie
- den Töpfer "Arnold", der aus der "Leimengrube" sein Material holte und "in der Sorge" Töpfe, Krüge und Teller "mit originellen Sinnsprüchen und schönen Verzierungen" brannte.

Unser Dorf besitzt noch 17 Wappen aus der Ganerbenzeit

Ihre Darstellungen reizen immer wieder zu einem historischen Suchspiel. Welchem Haus ist das Symbol zuzuordnen:

- Traube und Rebmesser,
- Ährenbündel und Kleeblatt,
- Breze und Weck,
- sächsischer Rautenkranz, fränkischer Rechen und Würzburger Rennfahlein,
- Helm, Schwert und Krone,
- Löwe, Hirsch und Henne,
- Stern und Bachlauf,
- Weinfässer, Felssteine, Hämmer, Beil und Hauen.

Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts ging die Ganerbenzeit in Unfinden zu Ende

Der Aufhebung des Deutschen Reiches folgte eine neue, königliche Zeit". Unfinden kam unter die Würzburger Territorialhoheit. Die Einwohner haben es mit "besonderer Freude gefeiert". Es wurde ein Flurumgang organisiert, bei dem den Kindern Münzen auf die Steine gelegt und viel Geld "verpulvert" wurde. Dabei wurden die Grenzsteine am "Sperbershag" gesetzt (Inschrift: 1807 HSC KB). Sie kennzeichneten von nun an eine Landesgrenze. Das Rathaus wurde kurzzeitig zum Zollhaus.

Überhaupt wehte jetzt "ein neuer Wind" durch das ganze Land. Von der bayer. Obrigkeit wurde das Gesundheitswesen reformiert mit Trinkwasseruntersuchungen, Impfungen, Feuerbeschau und Brandversicherung.

Unfinden bekam ein eigenes Schulhaus und eine Dorfbeleuchtung (zuerst Gas, später Strom). Für den Zehnt wurde der Zins eingeführt. Die Straßenverbindungen wurden ausgebaut, Post und Bahn kamen nach Königsberg. Der Königsberger Bahnsteig aber war eine Stiftung des Unfindener Bankiers Kirchner.

Soziale dörfliche Fragen waren nun Angelegenheit einer "Ortsarmen-Commission", die "auf Befehl" aus Hofheim zustande kam und sehr segensreich wirkte.

Unfinden bekam seinen ersten Fleischbeschauer und seine erste Hebamme. Nie vorher hatte es so viele Einwohner gegeben wie in dieser Zeit. 1821 zählte man 414 Seelen (davon zwei Arme und ein in Ketten gelegter "Wahnsinniger").

Es herrschte Platzmangel in der Kirche. Deshalb wurde beschlossen, daß "alle Knechte und Handweksburschen, die nicht hier geboren sind" in der hinteren Emporkirche

Platz zu nehmen haben. Einheimische durften "dem Herrgott näher" sein.

Unfindener Sportler tumten jetzt nach den Regeln des Turnvaters Jahn. Neue Vereine kamen in Blüte.

Schützenverein Unfinden und Jugendgruppe
Textbeitrag und Dias

Im Industriezeitalter wurde in Unfinden auch ein "Industriegarten in guter Lage und mit Brunnen" eingerichtet. Dort wurden schon die Schüler "auf Weisung" mit den neuen Methoden der Landwirtschaft, der Viehzucht, des Obstanbaues, der Veredelung, der Bienenhaltung (ein Bienenzuchtverein betreute 67 Völker) und sogar der Seidenraupen-Zucht vertraut gemacht. Der Erfolg war eine 30fache Mehrung der Einnahmen aus dem Obstbau!

Jede Frucht – "die edelsten Sorten" –, die es in Franken gab, gab es nun auch in der Unfindener Flur. Auf 266 Hektar standen im Jahr 1878 2.312 Obstbäume – das waren mindestens sechs großkronige Bäume auf einem Fußballfeld!

Die Krönung des dörflichen Ansehens war aber wohl der Anbau des Weines an den sonenseitigen Hängen unserer Gemarkung

Die guten Lagen waren (wie heute noch) am "Hutberg" und auf der "Kinnleiten", aber auch an der "Bettelmannsteig", der "Schönau", am "Neider", am "Kündelberg", der "Winterleiten", am "Bock", im "Serrfeld" und im "Brä-mich".

Die weniger ertragreichen zogen sich am "Kaudermann", der "Langen Eller" und am "Schreiber" hinauf.

Was die Unfindener damals "im Schilde führten", zeigten die Wappen am Rathauseingang (Traube mit Schnitthippe) und am Turm der Pfarrkirche (Ahrenbündel): Sie pflegten den Weinbau und den Ackerbau. Sie floßten sich auch selbst gern den Wein ein (*infindere vinum!*).

Eine dörfliche Spezialität waren die Karpfen, die mit Netzen aus dem "Wedt-See" auf dem Plan und den "Ebenseen" auf der Urwiese abgefischt wurden. Wir sollten uns wieder einen See bauen!

Die Unfindener hatten aber auch einen guten Ruf als Viehzüchter und Bierbrauer. Burgpreppacher Juden haben den Bauern das Vieh beschafft und dabei auch manches Eheweib gegen ein "Schmusgeld" angedient.

Der Unfindener Wein wurde "auf Schubkarren und in Körben über die Steig" nach Coburg gebracht und das Bier war "im Ausland" (zuerst im bayerischen, dann im sächsischen) recht geschätzt.

Wenn die Unfindener feierten, dann gab es immer "Wein, Bier und Wecken". Beim Aufrichten des Schulhauses – in dem die Kinder manchmal allzu hart "geschlegelt" wurden – ebenso, wie nach dem Hacken der Weinberge, dem Bau der Malzdarre, bei der Kirchweih, bei Hochzeiten und beim Besuch von Honoratioren. Den reichlichsten Gebrauch machte man davon bei den öffentlichen Flurumgängen.

Wie die Königsberger, so zogen auch die Unfindener (nachweislich seit 1671 "mit Vorgesetzten und fünf Steinsetzern") bei den Flurumgängen den Grenzsteinen nach

Diese Tradition bestätigte das Bewußtsein, vom Herrgott eine schöne Flur und von den Vorfahren ein prächtiges Dorfbild überliefert bekommen zu haben.

Obst- und Gartenbauverein Unfinden
Textbeitrag und Dias

Unsere heutige Dorfgemeinschaft hat sich dazu verpflichtet, dieses Erbe zu bewahren und an die Kinder weiterzugeben. Dafür haben wir in den zurückliegenden zehn Jahren gemeinsam viel getan. Wir haben dafür auch viel Anerkennung gefunden. Das freut uns. Wir pflegen aber keinen überheblichen Stolz! Wir haben nie eine Vorbildfunktion beansprucht! Der Begriff "Golddorf" kommt nicht von den Unfindenern. "Medaillen" waren nicht unser Ziel!

Unser wichtigstes Anliegen war und ist es, die Annehmlichkeiten des dörflichen Lebens zu fördern und eine lebenswerte Umwelt zu erhalten. Wenn Wandel so gesehen Gewinn bringt, sind die Unfindener dabei. Gegenüber Reformen "von außen" sind die Bürger aber aus Erfahrung kritisch geworden, denn sie haben dem Rathaus, dem Schulhaus und dem Kindergarten ihre Funktion genommen.

Wir müssen – und wollen – am Fortschritt teilnehmen; aber überlegt und nicht auf Kosten unseres Selbstbestimmungsanspruches, unserer Lebensgrundlagen und der Eigenart unseres Fachwerkdorfes

Wir wollen, daß Feld und Wald unseren Bauern eine sichere Existenz und die Weinberge den Winzern einen erfreulichen Verdienst ermöglichen und in der ganzen Gemarkung noch natürliche und kindergerechte Spielbereiche bleiben.

Die Begriffe "Himmelreich" und "Schatzengrund", "Schönau" und "Rosenacker", "Sperbershag" und "Urwiese" sollen als Flurnamen nicht sinnentleert werden.

Es gibt nämlich für fränkisches Wesen, für alt und für jung, kein ansprechenderes Arbeits- und Lebensumfeld als das unsere:

- als gute Ackerböden,
- eine gehölz- und artenreiche Landschaft,
- einen gesunden Mischwald,
- blumenreiche Wiesen,
- rebenbehängene Weinberge
- und ein fachwerkreiches Hausendorf mit seinen Begegnungsmöglichkeiten in allen Winkeln.

Unsere Heimat ist der "ewige Brunnen" für unsere Freude. Sie ist unser tägliches Glück! Sie ist der Schutz vor einer Austrocknung unserer Seelen. Laßt uns weiter für unsere Heimat sorgen wie bisher!

Verfasser: Helmut Hey, Unfinden

Heimatspflege in Franken



Nr. 28

1991

Zu Gast in Hohenlohe-Franken

– Blick ins Hohenloher Land –

Der Begriff des Frankenlandes in geographischer, geschichtlicher und kultureller Beziehung: von Bayreuth im Quellgebiet des Mains bis Heilbronn am Neckar und von der früheren Thüringer Grenze bis nach Dinkelsbühl.

Trotz der alten staatlichen Dreiteilung zwischen Bayern, Württemberg und Baden bildet Franken eine Einheit.

Einige Urlaubstage führten mich kürzlich ins Hohenloher Land, in die Umgebung Kirchbergs/Jagst. Unweit davon findet man das stolze, kühne Bauwerk der Ruine Leofels hoch über der Jagst. Das einstige Schloß wurde in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erbaut, zur Zeit der großen Staufenkaiser also, eine romanische Anlage mit reich verzierten Doppelfenstern aus frühgotischer Zeit, mit Stilelementen der Spätgotik und der Renaissance. Die Reichsburg, die ein Graf von Flügelau aufgeführt haben soll, war nie Ritterresidenz sondern diente als Sitz der Ministerialen (Adeligen). Von hier wurde staufisches Königsgut verwaltet und der bereits in vorgeschichtlicher Zeit bedeutende Jagstübergang bei Kirchberg geschützt. Seit 1593 war der Bau im Eigentum des Hauses Hohenlohe-Langenburg bis man die Ruine 1976 der Stadt Ilshofen, Landkreis Schwäbisch Hall, schenkte. Zu ihrer Gemarkung gehört seit der Gemeindereform der Weiler Leofels mit seiner gleichnamigen Ruine.

Nachdem die Burg schon vor dem Dreißigjährigen Krieg ihre Bedeutung als Fortifikation verloren hatte, verlor sie diese auch als Herrensitz, obwohl in der Renaissance noch wesentliche Zutaten für Wohnzwecke erfolgt waren. Zur Abwälzung der teuren Dachsteuer wurden Teile der Dachgeschoße abgetragen und allmählich verfielen die Gebäude.



Burgruine Leofels



Die Schildmauer in Amlishagen

Foto: Schötz, Sept. 91

1707 schlug der Blitz in die Burg ein und 1783 trug man das Mauerwerk des Turmes ab, der vorher schon teilweise eingestürzt war. Nach einem letzten Gottesdienst im Schloßhof wurden 1864 auch noch die Wohnbauten abgedeckt. Übrig blieb die Ruine! Durch Sa-

nierungszuschüsse zum Stauferjahr 1977 konnten die Reste der Stauferbastion vor weiterem Verfall gesichert werden.

Stauferburg Amlishagen

In den letzten Jahren wurde auch die stauferische Burganlage Amlishagen bei Gerabronn im Kreis Schwäbisch Hall saniert. Das Kulturdenkmal ist auch wegen seiner Schildmauer mit den Maßen 19 auf 19 Metern und einer Mauerstärke von rund 2,70 Metern, einer Kombination von Schutzmauer und Bergfried, von herausragender Bedeutung. In Amlishagen ist die Entwicklung des Burgenbaus von 1200 bis ins 17. Jahrhundert abzulesen. Die erste Anlage entstand auf einem Bergsporn über dem Bretachtal im 13. Jahrhundert. Den heutigen Bau datiert man auf den Beginn des 16. Jahrhunderts. Amlishagen war einst hohhenlohisches Lehen und gehörte von 1463 an den Herrn von Wolmershausen. 1806 wurde der Ort zunächst bayerisch, 1810 gaben dann die Württemberger den Ton an. Die Burg wurde im südlichen Teil 1854 wegen Baufälligkeit und zu hoher Unterhaltskosten teilweise abgetragen. Nach dem Abschluß der Sanierung im Sommer 1991 ist die Restanlage nun wieder für die Öffentlichkeit zugänglich und zwar mittwochs, donnerstags, an Wochenenden und Feiertagen von 12.30 bis 18.00 Uhr.

Hartmut Schötz

Zum 100 Geburtstag eines "Fräuleins vom Amt"

– Tagesverdienst von 2,50 Mark –

Vor 100 Jahren wurde am 1. Oktober 1891 Johanna Kaufmann in Ansbach geboren. Sie gehörte zu den ersten Fernmeldedamen. Am 21. Juni 1909 begann Johanna Kaufmann ihre Berufsausbildung im Nürnberger Telefonamt. Nach einem Jahr als Anwärterin wurde sie am 1. 11. 1910 endgültig in den Telefonumschaltendienst aufgenommen. Der Verdienst betrug ab diesem Tag täglich 2,50 Mark. Im Jahr 1911 erreichte sie ihre Versetzung nach Ansbach, ihrer Heimatstadt, wo sie mit einer kurzen Unterbrechung 1945/46 bis zu ihrer Pensionierung am 5. Mai 1952 tätig sein sollte.

Telegraphie

Schon seit 1883 verfügte die Ansbacher Stadtverwaltung über eine kleine private Fernmeldeanlage. Am 1. Juli 1891, also im Geburtsjahr der späteren Oberpostsekretärin Johanna Kaufmann, wurde das Fernsprech-Ortsnetz eröffnet. Die ersten Ferngespräche nach Nürnberg wurden mit "befriedigendem Ergebnis" geführt. Ein Ortsgespräch wurde mit 20 Pfennig und ein Gespräch nach Nürnberg mit einer Mark berechnet. Im Gegensatz zu heute gab es damals keine festgelegten



Postdirektor Johann Baptist Sell

Grund- und einheitsgebühren. Die Generaldirektion richtete kostenlos einen Apparat ein, wenn sich ein Teilnehmer verpflichtete in den nächsten fünf Jahren mindestens 150 Mark zu "vertefoniieren".

Dienststunden des Fernmeldeamtes

Die Dienststunden des Fernmeldeamtes waren auf die Zeit von 7 bis 21 Uhr beschränkt. Da die Ortsgespräche 1907 auf rund 155000 angewachsen waren, gingen in den darauffolgenden Jahren Anträge auf Einführung eines Nachtdienstes ein. Bis zum Jahr 1916 wurden die Dienstzeiten jedoch lediglich bis 22 Uhr verlängert. Ab 1. 1. 1917 konnte man von Ansbach aus rund um die Uhr sprechen.

Vier Jahre vorher war Fräulein Kaufmann "Im Namen seiner Majestät des Königs" zur kgl. Telefonassistentin mit einem Jahresgehalt von 1200 Mark ernannt worden. Leiter des Ansbacher Postamtes war bis 1915 Postdirektor Johann Baptist Sell. Er stammt aus Würzburg und zog nach seiner Pensionierung 1915 dorthin zurück.

Während des 1. Weltkrieges gab es auch im Ansbacher Postamt Mehrarbeit. Militärische Nachrichten, auch Einberufungen, mußten

gemorst werden. Vom Ansbacher Postamt neben dem Bahnhof sah man damals auch die französischen Kriegsgefangenen ankommen. Nach ihren roten Uniformhosen wurden sie nur als "Rothosen" bezeichnet. Bahnhof und Post waren für Johanna Kaufmann nicht unbekannt. Ihr Vater Georg Kaufmann (29. 12. 1838–26. 10. 1920), war viele Jahrzehnte an maßgeblicher Stelle im Ansbacher Bahndienst tätig gewesen. Noch bis zum Jahre 1927 blieb das bayerische Verkehrsministerium gemeinsamer Dienstherr von Post und Bahn.

Die Zeit nach dem 1. Weltkrieg

Im Jahr 1919 war die Verkehrsverwaltung gezwungen, die weiblichen Kriegsaushilfen zu entlassen. Die Verwaltung tat es recht ungern, allein die Kriegsbeschädigtenorganisationen ließen die Weiterverwendung der Damen oder gar ihre Überführung in ein Beamtenverhältnis nicht zu. Im Ministerrat war 1919 die Rede gewesen, daß auf Betreiben der Kriegsbeschädigten die Beamtentöchter von der weiteren Verwendung im Staatsdienst ausscheiden müssen. Da es offiziell auch keine Postbetriebsarbeiterinnen gab, konnten nur ganz wenige Damen als Gelegenheitsarbeiterinnen in den Postämtern tätig bleiben. Auch der Ansbacher Postinspektor Hans Koestler (15. 8. 1857–20. 9. 1936) hatte nach mir vorliegendem Briefwechsel große Mühe, seine jüngste Tochter Therese im Postdienst unterzubringen.



Telegrafie in Ansbach. Dritter von links ist Postinspektor Hans Koestler. Seine zweitälteste Tochter Maria (1885–1980) ist an der Umschaltwand als zweites Fräulein von rechts zu erkennen. Als Beleuchtung ist eine Gaslampe und eine doppelte Petroleumlampe sichtbar.



In einer Aufnahme aus dem Jahr 1913 sehen wir hier das 1902 durch die Gebrüder Wörlein erbaute und am 23. 2. 1945 zerbombte Ansbacher Postamt.

Zehn Jahre nach ihrer Einstellung in den Postdienst rückte Johanna Kaufmann am 20. Februar 1919 in die dritte Dienstaltersstufe ihrer Gehaltsklasse vor. In finanzieller Hinsicht bedeutete dies statt bisher jährlich 1300 Mark nun 1400 Mark. Noch sechs Jahre vergingen bis sie am 29. 6. 1925 "Im Namen des Reichs" und "Auf Grund der Ermächtigung des Herrn Reichspräsidenten" vom Postassistenten zum Postsekretär ernannt wurde. Der Titel "Postsekretärin" war damals noch nicht eingeführt. Im November 1938 wurde ihr als Anerkennung für 25jährige treue Dienste das silberne Treuedienst-Ehrenzeichen verliehen.

Am 1. April 1930 übernahm Johanna Kaufmann mit ihren Kolleginnen das neue Wählamt in der Telegrafie.

Im Zweiten Weltkrieg war sie als einzige der weiblichen Beamtinnen über die Funktion des Notpostamtes im Keller des Ansbacher Schlosses informiert. Am 23. Februar 1945 wurde das Ansbacher Hauptpostamt durch Luftangriffe völlig zerstört. Johanna Kaufmann gehörte zu den wenigen Überlebenden

im Postgebäude. Es gelang ihr, sich aus den Trümmern zu befreien.

Bis zu ihrer Pensionierung 1952 war sie maßgeblich am Wiederaufbau des Ansbacher Postamtes beteiligt.

Johanna Kaufmann starb nach einem reichen Leben im Dienst des Telefonwesens am 22. März 1981 im neunzigsten Lebensjahr.



Oberpostsekretärin Johanna Kaufmann
1. 10. 1891 – 22. 3. 1981

Heimatspflege in Franken



Nr. 29

1991

Ernst Wurdak

Heimatspflegertreffen in und um Greding

Zu einer Fachtagung im 900-jährigen Greding trafen sich die mittelfränkischen Stadt- und Kreisheimatpfleger. Bezirksheimatpfleger Dr. Kurt Töpner hatte mit Greding bewußt einen Ort gewählt, der in der Denkmalpflege eine Vorbildfunktion erfüllt und für Tagungen einen gastlichen Rahmen bietet. Die Möglichkeit, das Gredinger Land kennenzulernen und Probleme der Heimat- und Denkmalpflege zu diskutieren, ließ sich Hans Roth, der Geschäftsführer des Bayerischen Landesvereins für Heimatspflege nicht entgehen.

Die beiden Heimatpfleger des Landkreises Roth stellten den Gästen am Vorabend der Tagung das Land um Greding vor: Willi Ulsamer in einer Besprechung des Jubiläumsbuches "Greding zwischen zwei Jahrtausenden", Ernst Wurdak mit einem Film über die Grenzregion des südlichen Landkreises Roth, wo sich fränkische und bayerische Kulturlandschaft begegnen.

Heimatpfleger kennen als Vertreter öffentlicher Belange die ganze Problematik der

Denkmalpflege. Sie suchen am liebsten vor Ort nach Beispielen gelungener Sanierung und Restaurierung, und sie brauchen den Erfahrungsaustausch. Bürgermeister Otto Heiß konnte mit dem sogenannten Schmidt-Haus, das gegenwärtig restauriert und zum Rathaus umgebaut wird, ein Musterbeispiel dafür vorzeigen, wie ein altes Bürgerhaus, das zunächst der Spitzhacke zum Opfer fallen sollte, sich zu einem baulichen Juwel mausern kann. Das sanierte Gewölbe, die freigelegten Holzdecken und Fußböden, das kunstvolle Balkenwerk werden dem Haus eine Atmosphäre und Würde geben, wie es ein Neubau nie könnte. "Eine Stadt dürfte kein Jubiläum feiern, wenn sie nicht alles für die Erhaltung ihrer alten Bausubstanz tut", so der Gredinger Bürgermeister.

Unter den Fachvorträgen fand das Thema "Möglichkeiten und Grenzen der Steinkonservierung" besonderes Interesse, weil mit der Chemie bisher mehr Steindenkmäler kaputtgemacht als gerettet wurden.



Heimatpflögertreffen in und um Greding. Bezirksheimatpflöger Dr. Kurt Töpner (mit Buch) bei Erläuterungen zur Burgruine Hofberg. Foto: Werner Wiedemann

Eine Exkursion führte die Tagungsteilnehmer zur Gredinger Martinskirche, wo Ernst Baumgartl die Baugeschichte erläuterte und Christian Heiß die neue Orgel erklingen ließ. In Röckenhofen stellte Pfarrer Wildmann eine der landschaftstypischen Wehrkirchen vor. In Obermässing führte Pfarrer Zottmann durch seine Kirche, die Berthold von Mässingen im frühgotischen Stil errichten ließ. Der Obermässinger Maurermeister Johann Baptist Comesino barockisierte sie

später. Die Burgruine Hofberg, Stammsitz der Mässinger und bekannt durch den Bauernkrieg von 1525, bot als nächstes Ziel ein Beispiel des Zerfalls von historischer Bausubstanz, die unbedingt vor dem endgültigen Untergang gerettet werden müßte. Für ein altes Jurabauernhaus mit Scheune, malerisch neben der Kirche von Heimbach gelegen, sind dagegen die Planungen für eine Sanierung mit staatlicher Hilfe in Gang gekommen. Eine gute Nachricht zum Abschluß dieser Tagung.

13. Denkmalprämierung des Bezirks Mittelfranken

Am 11. Oktober 1991 führte der Bezirk Mittelfranken in Greding seine 13. Denkmalprämierung mit einer Fotoausstellung im Rathaus und der Veranstaltung im Saal der Raiffeisenbank durch. Wie Bezirkstagspräsident Gerd Lohwasser in seiner Rede betonte, erfolgten die Vorschläge der prämierten Objekte durch die Stadt- und Kreisheimatpfleger, Stadtbau- und Landratsämter, nach Medienberichten oder durch Selbstaufnahme durch den Bezirksheimatpfleger. Vorgeschlagen wurden hierbei 178 Objekte, von einer Jury von Fachkräften 108 ausgewählt, nach ästhetischen Gesichtspunkten und Originaltreue, aber auch nach Leistung, Aufwand und Opfer, die von den Eigentümern erkennbar waren. Der Bezirkstagspräsident hob hervor, daß die vorgestellten Objekte in ihrer Sanie-



Die Gredinger Stadtmauer nach dem Abschluß der Sanierung

rung als Vorbilder anzusehen seien, von denen Impulse für andere Eigentümer erwartet werden könnten zur Bereicherung der Individualität der Kulturlandschaft, des heimatischen fränkischen Raumes.

Im Geleitwort zu der zum dritten Male erschienenen Begleitbroschüre zur Denkmalprämierung, die Hartmut Schötz unter dem Titel: "Sanierete Kulturdenkmäler 1991" zusammengestellt hat, schreibt Bezirksheimatpfleger Dr. Kurt Töpner, daß das denkmalpflegerische Verhalten, d.h. die Einstellung zur Erhaltung und Pflege von Denkmälern in der Geschichte von Epoche zu Epoche verschieden gewesen sei. Bereits aus der Antike seien Restaurierungsinnschriften bekannt, die die Wertschätzung von Bauten vergangener Zeiten belegen. Er führt weiter aus, daß man fragen dürfe, worin denn die Stilmerkmale der Moderne ihren Ausdruck fänden. Bestünde etwa die architektonische Schöpferkraft der Gegenwart darin, die Beton-Glas-Kolosse beziehungslos zur Umgebung der gewachsenen Stadtbilder sichtbar werden zu lassen. Die Denkmalpflege könne als Umweltschutz für die gebaute Umwelt verstanden werden, wobei künstlerisch und handwerklich individuell gestaltete Gebäude wieder geschätzt würden.

Der Heimatpfleger registriere diese Tendenzen unseres Zeitgeistes dankbar. Nach Ansicht von Dr. Töpner sei der ideelle und materielle Einsatz derjenigen aller Ehren wert, die den Sinn der Denkmalpflege erkannt hätten. Sie hätten aber deshalb nicht ganz uneigennützig Opfer auf sich genommen weil sie sich in einer funktional orientierten Welt eine höhere Lebensqualität verschafft hätten.

Die bereits erwähnte Begleitbroschüre ist beim Bezirk Mittelfranken in Ansbach, Bischof-Meiser-Straße 2, zum Preis von DM 19,80 zuzüglich Porto erhältlich.

Sie gibt einen Querschnitt der mittelfränkischen Kulturlandschaften und nahezu aller Denkmalgattungen städtischer wie ländlicher, profaner, technischer und sakraler Bauten (sofern sie nicht der staatlichen Baulast obliegen), bis hin zu den kleinen Flurdenkmälern.

In einem Lichtbildervortrag wurden alle Objekte, teilweise in Aufnahmen vor und nach der Sanierung, vorgestellt und kurz beschrieben. Musikalisch war die Veranstaltung von den Gredinger Sängern umrahmt.

Die Denkmalprämierung des Bezirks Mittelfranken sieht keine Wertstufung der einzelnen Objekte vor und so erhielten die geehrten Personen mit der gerahmten Urkunde und dem Begleitband jeweils den gleichen Sachpreis.

Die zweite Denkmalprämierung des Bezirks Mittelfranken für das Jahr 1991 fand am 5. November im Theatersaal des Wildbades in Rothenburg o. d. Tauber statt.

Hartmut Schötz

Zwei Objekte der Denkmalprämierung: Das Fürstentor in Greding und der Theatersaal des Wildbades in Rothenburg o. d. Tauber

(Foto Schötz, 1991)



Für den Inhalt dieser Beilage verantwortlich:
Hartmut Schötz, Feuchtwanger Straße 9, 8800 Ansbach